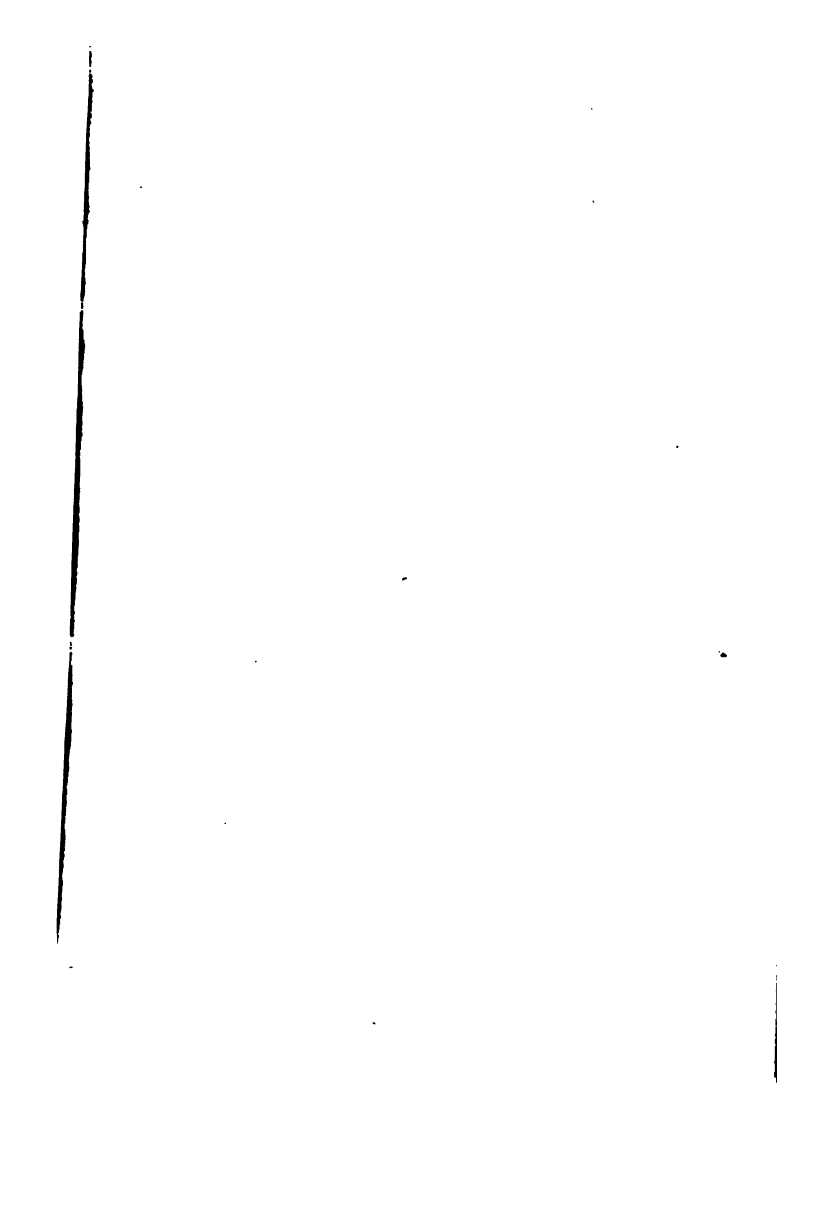
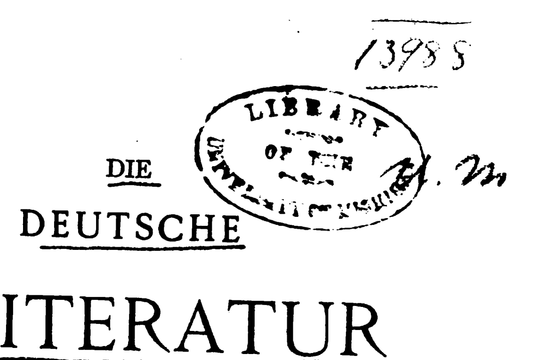








DIE DEUTSCHE LITERATUR



DIE DEUTSCHE LITERATUR

SEIT MDCCLXX

GESAMMELTE STUDIEN

VON

EDUARD GRISEBACH



STUTTGART

VERLAG VON GEBRÜDER KRÖNER

1877



VORWORT

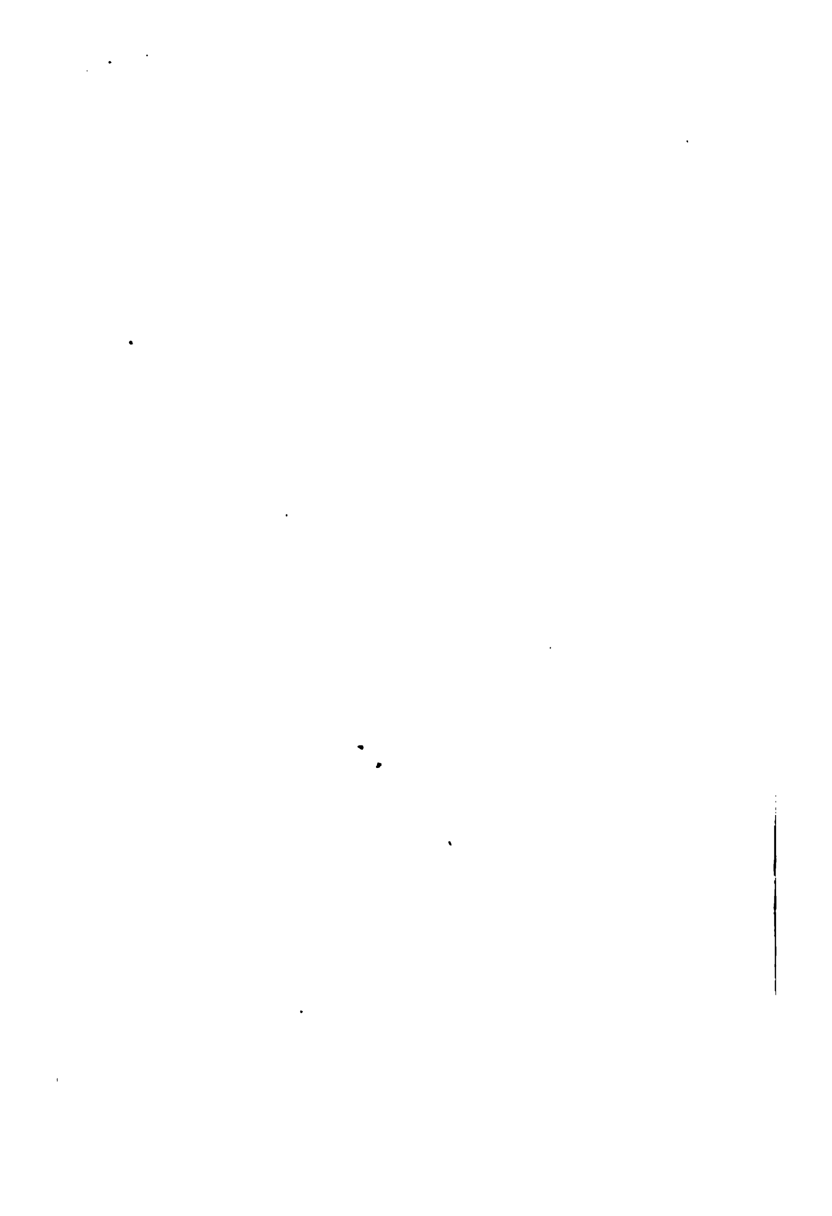
Abgesehen von einigen zusätzen auf pp. 107, 108, 249 *ist in dieser zweiten ausgabe nur der abschnitt über H. Heine, dieser aber gründlich umgestaltet worden; eine arbeit, die übrigens schon im december* 1875 *im manuscript vollendet war.*

Das gesammturteil über Heine zu ändern war freilich so wenig als zur reformirung der ansichten über Lessing u. a. ein anlass. Die gegner mögen sich hier an folgendes wort erinnern lassen, welches Schiller, am 21. *januar* 1802, *an Körner schrieb:*

„Es ist im charakter der Deutschen, dass ihnen alles gleich fest wird, . . . deswegen gereichen ihnen selbst treffliche werke zum verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der strebende künstler immer darauf verwiesen wird. An diese werke nicht religiös glauben, heisst ketzerei, da doch die kunst über allen werken ist. Es giebt freilich in der kunst ein maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen fortschritt ihr heil finden kann." (Briefwechsel mit Körner, 2. *vermehrte auflage, herausgegeben von K. Goedecke. Leipzig,* 1874. *II,* 396.*)*

Berlin, den 10. *januar* 1877.

Der Verfasser.



INHALTSVERZEICHNISS.

Seite

Einleitung 1
G. C. Lichtenberg 11
J. G. Herder 80
G. A. Bürger 108
Die Parodie in Oesterreich 175
Die Romantik und Clemens Brentano 214
Heinrich Heine 254

Inedita . . . . 8. 17—36. 68—72. 106. 270.





EINLEITUNG.

Das jahr 1770 bezeichnet eine gleichwichtige epoche für die deutsche philosophie wie für die deutsche dichtung. Im jahre 1770 veröffentlichte Immanuel Kant, fast fünfzigjährig, die erste bearbeitung seiner kritik der reinen vernunft, die schrift «De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis»; und um das selbe jahr erschienen von dem sechsundzwanzigjährigen Johann Gottfried Herder die «Kritischen Wälder», denen 1767 die «Fragmente zur deutschen Literatur» vorangegangen waren.

Wie vor Kant eine deutsche philosophie noch gar nicht existirte, so besann sich Herder auf die deutsche poesie des mittelalters zurück, auf Wolfram, Gottfried von Strassburg, die minnesänger, das volkslied, und, kühn über alle seitdem gewesene und noch den tag beherrschende poeterei das verwerfungsurtheil aussprechend, rief er eine ganz neue erkenntniss über das wesen der poesie ins leben.

Wie auf Kant eine reihe sein system weiter denkender köpfe gefolgt sind, bis auf Arthur Schopenhauer, der ihn zu ende dachte: so stand, nachdem Herder das losungswort der poesie ausgesprochen, in Deutschland ein geschlecht von poeten auf, das den grossen dichtern des deutschen mittelalters nicht unwürdig an die seite treten konnte.

Es ist nicht gleichgültig zu bemerken, dass die urheber dieser grossen umwälzung in philosophie und dichtung preussische bürger waren, beide aus Ostpreussen und beide getragen von dem preussisch-deutschen nationalgefühl, welches die glorreiche regierung Friedrichs des Grossen, nach langer politischer ohnmacht, neu entzündete. — Alle deutschen stämme hatten in der folge ihren antheil an der von Preussen ausgegangenen philosophischen und künstlerischen entwicklung; die politische erbschaft Friedrichs des Grossen aber trat Preussen allein an und im widerspruch, ja, zuletzt im blutigen kampf gegen das übrige Deutschland errichtete preussischer königssinn, preussische staatsweisheit, unermüdliche arbeit, patriotische selbstaufopferung aller die grundlagen zu dem gebäude des deutschen reiches, in eherner wirklichkeit, wie es jahrhunderte lang nur im traum des Rothbart ein schattenhaftes dasein gehabt.

Angelangt an jenem grossen markstein der geschichte, den das jahr der erfüllung, 1870, gesetzt, wird der rückblick auf das abgelaufene jahrhundert, von der geburt der deutschen

philosophie und neuen deutschen kunst im jahre 1770 an, freier und unbefangener ausgeführt werden können, als dies je zuvor möglich war, und wir werden uns eingestehen dürfen, dass philosophie und naturwissenschaft, auch ohne auf dem grunde eines grossen, nationalen staates zu ruhen, ihres kosmischen charakters wegen, zu hoher vollendung gelangen können und gelangt sind; dass zwar die subjektive kunst der lyrik, selbst in politisch traurigen zeiten blüten trägt und trug; dass aber das höchste und herrlichste gut einer nationalliteratur, das drama nur am baume eines mächtigen, siegreichen staates als goldene frucht sich einstellt.

Ich beginne den in aussicht genommenen literarischen rückblick, welcher eine vollständige übersicht über das geben soll, was meiner meinung nach die deutsche literatur des verflossenen jahrhunderts (1770—1870) ausmacht, ich hebe mit demjenigen philosophirenden zeitgenossen Kants an, dessen werke zugleich eine stelle in der nationalliteratur einnehmen; während Kant sowenig wie Hegel als wirkliche nationalschriftsteller gelten können, vielmehr beide nur fachgelehrte waren, deren stil und sprachbehandlung nichts weniger als mustergültig.

Dieser zeitgenössische mitdenker, dessen weltruf noch keinesweges so feststehend wie der Kants begründet und der von den bisherigen literarhistorikern nicht durchaus richtig begriffen worden — ist der 18 jahre

jüngere G. C. Lichtenberg. Ihm ist daher die erste ausführliche skizze *) gewidmet, der ich durch ungedrucktes aus seinem nachlass einen besonderen schmuck verleihen konnte.

In noch weit höherem maasse als Lichtenberg ist Arthur Schopenhauer, der noch 16 jahre mit Kant zusammen lebte, von seinen zeitgenossen verkannt worden und wird es bis auf den heutigen tag. Der «schwer zu kennende», wie ihn sein älterer freund, Goethe, nannte, ist heute durch zahlreiches, aber bisher noch nicht kritisch gesichtetes biographisches material besser zu verstehen und sein durch die Gwinner'sche biographie zur karrikatur verzerrtes bild verlangt eine neue darstellung, in welcher die angeborne liebenswürdigkeit, herzensgüte, milde, freundlichkeit und hoheit seiner adligen natur endlich zu ihrem rechte kommt. Noch in den vorstudien zu dieser neuen, auf nicht unbedeutendes, ungedrucktes material gestützten, biographie begriffen, muss ich mir beim gegenwärtigen mangel an allen literarischen hülfsmitteln die ausfüllung dieser lücke meines buches — denn auch Schopenhauer gehört der nationalliteratur an — für später vorbehalten.

Der speciell der schönen literatur gewidmete theil dieses werks fängt naturgemäss mit

---

*) In erster bearbeitung vor dem betreffenden bande von Brockhaus' sammelwerk «Lichtstrahlen» erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus 1871).

Herder*) an, den es hoffentlich gelungen ist, namentlich dem so vielfach überschätzten Lessing gegenüber, in das richtige licht zu stellen. Herder allein ist der chorführer der neuen zeit und Lessing, Klopstock, Wieland und wie sie alle heissen, sie haben nichts gemein mit ihm.

Auf Herder folgen dann die dichter, die seine lehre ins leben der literatur einführten: zuerst G. A. Bürger, Reinhold Lenz, vor allem Goethe. Mit Bürger, dem so vielfach mishandelten, vom schicksal, von seinen zeitgenossen, von den literarhistorikern und von seinen herausgebern, wird sich eine breiter gehaltene skizze beschäftigen; während Goethe aphoristischer und nur gelegenheitlich behandelt wird, weil seine erstaunliche grösse weit über sein vaterland hinaus so unerschütterlich anerkannt, sein leben und seine werke so bekannt sind, dass es schwer wäre, über den grossen dichter und ebenso grossen naturforscher für den intimen kenner etwas neues zu sagen. Man möchte fast auch auf Goethe anwenden was Emerson von Shakespeare sagt: There is in all cultivated minds a silent appreciation of his superlative power and beauty, which, like Christianity, qualifies the period. (Representative Men, ed. 1855 p. 125).

Das eingreifen der gleichzeitigen öster-

---

*) Der erste entwurf dieser skizze, sowie derjenigen über Bürger erschien vor «G. A. Bürgers Werken» (Berlin, G. Grote 1872).

reichischen literaturbewegung zur hoffnungsreichen josefinischen zeit, in unmittelbarem zusammenhang mit Bürger, wird sodann an Blumauer illustrirt und auf die entwicklung der parodieliteratur in der alten und neuen literatur überhaupt ein übersichtlicher blick geworfen. *)

In dem flüchtigen umrisse der auf Goethe gefolgten romantik, nebst der weltliteraturdichtung und der romanliteratur, wird Clemens Brentano am eingehendsten behandelt und sodann gezeigt werden, wie H. Heine gerade in seinen glänzendsten sachen aus Brentano hervorgegangen ist. Mit H. Heine, dessen «sämmtliche werke» und nachlass erst zu ende der sechsziger jahre publicirt wurden, schliesst meiner meinung nach das letzte jahrhundert der deutschen literatur ab. Heine ist «trotz alledem und alledem» -unser letzter grosser lyriker und hat seit dem 22. märz 1832 keine rivalen gehabt.

Ich habe über das deutsche drama in dem gegenwärtigen buche nichts gesagt, weil wir meines dafürhaltens noch kein wahres, nationales drama besitzen, wie es die Inder und Griechen, die Spanier, die Engländer und die Franzosen, alle zur zeit ihrer höchsten poli-

*) Die erste bearbeitung (1871) der parodieliteratur erschien als einleitung zum 35. bande von Brockhaus' «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur» (Leipzig, F. A. Brockhaus 1872); die der biographieskizze Brentanos (august 1872) vor der Grote'schen ausgabe des märchens «Gockel, Hinkel und Gackeleia».

tischen blüte gehabt haben. Aber die vorläufer des ächten nationaldramas sind doch auch schon dagewesen: H. von Kleist, Grabbe und Hans Graf Veltheim.

Da der letzte name ein den literargeschichtschreibern und dem publikum ganz unbekannter ist, so bemerke ich, dass Hans von Veltheim im jahre 1818 zu Göttingen geboren ist. Anfangs für den staatsdienst bestimmt, und in Göttingen jura studirend, wurde er durch den tod seines bruders majoratserbe des grossen väterlichen gutes Harbke in Braunschweig. Er lebte im winter in Braunschweig, im sommer auf Harbke, ausschliesslich mit musik, zeichnen und poesie beschäftigt. Er zeichnete seine sachen selbst auf stein und liess davon erscheinen ein heft von 22 folioblättern «HÉLIOGABALE XIX ou biographie du dixneuvième siècle de la France: dediée À LA GRANDE NATION en signe de sympathie par un Allemand» (o. o. und j.) Die ganze auflage wurde jedoch von seinem vater, damaligen braunschweigischen premierminister, mit beschlag belegt; nur der französische gesandte hatte sich ein exemplar zu verschaffen gewusst, und so sollen diese beissenden karrikaturen des juliköniglichen Frankreichs am hofe Louis Philipps grosses aufsehen gemacht haben. 1846 liess Veltheim erscheinen «Dramatische Versuche» (Braunschweig, Leibrock'sche Hofbuchhandlung). 1847 machte er mit dem maler Tischbein und Blasius, dem berühmten zoologen und russischen reisenden,

eine fast einjährige reise durch Südeuropa. In Venedig schrieb er auf das weisse blatt eines mitgenommenen operntextes folgende verse:

Wer auf der Ehrsucht prunkendem Schiffe
stolz wie Venetias fürstlicher Herr,
sich zu vermählen dem Geist der Geschichte
auszog in das Getümmel des Meers —
schon zu weit in die Stürme der Wogen
der widerstrebenden,
klippenumgebenden
drang er hinaus,
nimmer zurück
an die Ufer der Lebenden
führt sein Geschick.

1850 erschienen seine «Dramatischen Zeitgemälde» (Braunschweig, Leibrock). In diesem von den zeitgenossen unbeachteten werke hatte sich der dichter wirklich dem geist der geschichte, in Deutschlands politisch trostlosester zeit, vermählt. — Am 5. april 1854 erschoss er sich im park zu Harbke. Auf seinem tische hinterliess er ein blatt mit folgenden versen aus dem «Seekönig» (Dramatische Versuche p. 106):

Ich such im Sternenheere
den, der Verstoß'nen glänzt;
ich suche nach dem Meere,
das meine Leiden gränzt.

Ich suche nach dem Dome,
der meine Heil'gen pflegt;
ich suche nach dem Strome,
der lecke Barken trägt.

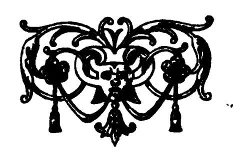
Ich suche nach dem Morgen,
der mir nicht Fluch gebracht;
ich suche nach dem Abend,
der nicht den Fluch vollbracht.

Die Nacht auf meine Sünden,
die Nacht auf dieses Haupt;
die Nacht nur laß mich finden,
die mir kein Morgen raubt.

Der erbe seiner kunst, der dichter des «Alexander», des «Kaiser Friedrich der Rothbart» und des «Jerusalem», Hans Herrig aus Braunschweig, hat zuerst auf den grafen Veltheim öffentlich aufmerksam gemacht und eine skizzirung seiner stücke gegeben im feuilleton des «Berliner Börsenkourier» vom december 1872 und wiederum im «Magazin für die Literatur des Auslandes» no. 24, 25 & 27 (Berlin juni und juli 1874) in dem leitartikel «der Niedergang des deutschen Theaters und das historische Drama.» Dr. Herrig hat die kühnheit (in einem andern zusammenhange und mit völlig andern consequenzen und zielen freilich) über die Schillerschen dramen das nämliche urtheil auszusprechen, welches der verstorbene Otto Ludwig in seinen «Shakespearestudien» niedergelegt und ausführlich begründet hat. Wir sollen uns nicht einbilden, auf den lorbeeren des Wallenstein und Wilhelm Tell oder gar lyrischer gedichte wie Goethes Tasso ausruhen zu können. Schiller folgt bewusst Shakespeares vorbild und bleibt weit unter ihm; Shakespeare ist «der stern der höchsten

höhe,» dem Goethe alles zu verdanken gesteht. Das deutsche nationale drama, dessen aufgabe und besonderheit in dem Herrigschen aufsatz in leuchtenden zügen gezeichnet wird, es ist noch nicht da. Es muss erst kommen. Und es wird kommen, da wir wieder eine nation geworden sind.

Geschrieben zu Constantinopel im august 1874.





G. C. LICHTENBERG.

eorg Christoph Lichtenberg wurde am 1. juli 1742 zu Oberramstadt, einem dorfe bei Darmstadt, in dem weinumrankten pfarrhause dicht neben der kirche, als das achtzehnte und jüngste kind des dortigen pastors aus der selben ehe geboren. Drei jahre später wurde der vater als stadtprediger nach Darmstadt berufen und 1749 zum generalsuperintendenten daselbst ernannt. Er war ein gelehrter theologe und vortrefflicher prediger von wahrer religiosität, zugleich aber nicht ohne kenntnisse in der mathematik und den naturwissenschaften, worin er seinen kindern selbst unterricht ertheilte. Doch erlebte er nur noch die aufnahme seines letztgeborenen in das darmstädter gymnasium, während die mutter erst um das jahr 1770 gestorben sein muss. Sie wird als eine sanfte, heitere und thätige frau geschildert, mit lebhaftem natursinne begabt. Ihrem tiefen einfluss scheint des sohnes fast schwärmerische religiosität zuzuschreiben zu

sein, die bei ihm freilich mit dem schärfsten denken wie mit der ausgelassensten laune zusammen bestand. Er widmete dieser mutter selbst eine an anbetung grenzende verehrung. So bemerkt er später in sein tagebuch: «mein glaube an die kräftigkeit des gebets; mein aberglaube in vielen stücken; knien, anrühren der bibel und küssen derselben; förmliche anbetung meiner heiligen mutter; anbetung der geister, die um mich schwebten.» Und an einer andern stelle: «die erinnerung an meine mutter und ihre tugend ist bei mir gleichsam zum cordial geworden, das ich immer mit dem bessten erfolg nehme, wenn ich irgend zum bösen wankend werde.» Vier jahre vor seinem tode schreibt er noch an seinen bruder: «den sterbetag unserer unvergesslichen mutter, den 11. juni, habe ich wie einen heiligentag begangen.»

In seinem achten jahre traten die wirkungen eines unglücklichen falles hervor, den er durch die unvorsichtigkeit einer wärterin gethan: er wurde buckelig. Nicht mit unrecht kann man in diesem umstande die ursache seiner satirischen begabung, mancher grillen, whims und oddities suchen. Wenn ihn aber diese misgunst der natur zuweilen empfindlich oder hypochondrisch machte, wie er denn einmal (den 19. mai 1789) an Georg Forster schreibt: «Ich selbst, du gerechter gott!—ich kann nichts schlimmeres sagen, ich gehe so wie mich leider gott geschaffen hat»: so vermochte es sein freier geist doch, selbst den eigenen

verwachsenen körper mit witzigen streiflichtern zu beleuchten. In den tagebüchern fängt ein abschnitt, welcher den titel führt: «charakter einer mir bekannten person,» nämlich seiner eigenen, mit den worten an: «Ihr körper ist so beschaffen, dass ihn auch ein schlechter zeichner im dunkeln besser zeichnen würde, und stände es in ihrem vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen theilen weniger relief geben.» An einer andern stelle der tagebücher heisst es: «Wenn es der himmel für nöthig und nützlich finden sollte, mich und mein leben noch einmal aufzulegen, so wollte ich ihm einige nicht unnütze bemerkungen zur neuen auflage mittheilen, die hauptsächlich die zeichnung des porträts und den plan des ganzen angehen.»

Nachdem sich der junge Lichtenberg auf dem gymnasium schon mit astronomie, aber auch astrognosie, und mathematik und noch eingehender mit der alten literatur beschäftigt, hielt er im jahre 1763 seine abgangsrede in deutschen versen über das für ihn sehr charakteristische thema «von wahrer philosophie und philosophischer schwärmerei.» Wahre philosophie und schwärmerei, sogar aberglaube, waren und blieben zwei seiten seines geistes. So heisst es im tagebuch: «Einer der merkwürdigsten züge in meinem charakter ist gewiss der seltsame aberglaube, womit ich aus jeder sache eine vorbedeutung ziehe und in einem tage hundert dinge zum orakel mache, z. b., wenn ein frisch angestecktes licht wieder ausgeht, meine

reise nach Italien daraus beurtheile. Jedes kriechen eines insekts dient mir zur antwort auf eine frage über mein schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem professor der physik? Ist es aber nicht in der menschlichen natur gegründet, und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die proportion natürlicher mischung, die an sich heilsam ist?» Ferner: «Jeder mensch hat seinen individuellen aberglauben, der ihn bald im scherz, bald im ernst leitet. Ich bin auf eine lächerliche weise sein spiel oder vielmehr ich spiele mit ihm. Die positiven religionen sind feine benutzungen jenes hanges im menschen.»

Neunzehn jahre alt, bezog er die Universität Göttingen, um unter Kästner und Meister mathematik zu studiren. Sein naturwissenschaftliches talent war so bedeutend, dass Kästner schon 1767 seines schülers bemerkungen über das lissaboner erdbeben in den «Göttinger Gelehrten Anzeigen» mittheilte.

Ausser mit seiner fachwissenschaft beschäftigte er sich auch hier fortwährend mit philosophie, geschichte und schöner literatur, wo ihn neben den alten besonders die englische literatur interessirte.

Sein «busenfreund» und studiengenosse seit 1766 war der schwede Ljungberg, welcher 1780 professor der mathematik in Kiel wurde und als dänischer finanzrath 1812 in Kopenhagen starb. «Ljungberg ist ein einziger denker; er hält gern die fackel der wahrheit an die perrüken der geistlichen, so wie ich» —

urtheilte der freund später in einem seiner briefe. Er führte mit demselben eine grosse correspondenz, wie unter anderm aus dem schlusse eines an seinen spätern freund Dieterich gerichteten schreibens vom 17. juli 1772 hervorgeht: «Jetzt schreibe ich an dem grössten briefe, den ich je in meinem leben geschrieben habe. Ich bin schon weit im 5ten bogen (ganze, versteht sich) und bin willens, noch drei hinzuzufügen. Hr. Ljungberg, an den er gerichtet ist, thäte nicht unrecht, wenn er ihn unter dem titel drucken liesse: Geheime und öffentliche geschichte des prof. Lichtenberg, enthaltend allerlei beobachtungen von menschen, mädchen, sternen und insekten, nebst einer menge theils artiger, theils unartiger reflexionen und spintisationen über alle viere, von ihm selbst entworfen.»

Nach Ljungberg's fortgang von Göttingen fühlte sich Lichtenberg tief vereinsamt, und wir finden darüber folgende ergreifende stelle in seinem tagebuche: «An hrn. Ljungberg schrieb ich am 2. december 1770: Nun habe ich keinen menschen, mit dem ich vertraut umgehen kann, auch nicht einmal einen hund, zu dem ich Du sagen könnte. Zu meinem grossen glück habe ich unter diesen umständen noch ein gutes gewissen, sonst hätte ich mich je eher je lieber schon zu der ruhe begeben, wovon den Hamlet die träume, die er in derselben fürchtete, zurückhielten.»

Diese weltschmerzliche stimmung wurde nicht durch äusseres misgeschick hervorgerufen.

Vielmehr war der junge gelehrte schon 1769 zum ausserordentlichen professor in Göttingen ernannt, nachdem er einen ruf seines frühern landesherrn, Ludwig VIII., der ihn auch auf der schule und universität unterstützt hatte, zu einer professur in Giessen ausgeschlagen hatte.

Er machte dann im april 1770 eine reise nach London, wo er vier wochen blieb, verbindungen mit den dortigen gelehrten anknüpfte und sich dem könige vorstellte, der ihn mit grosser auszeichnung empfing. Nach Göttingen zurückgekehrt, kündigte er seine vorlesungen durch ein deutsches programm an: «Betrachtungen über einige methoden, eine gewisse schwierigkeit in der berechnung der wahrscheinlichkeit beim spiel zu heben.»

Um diese zeit fällt auch der anfang seiner intimen freundschaft mit dem göttinger buchhändler Johann Christian Dieterich und dessen familie. Dieterich war 1722 geboren, also zwanzig jahre älter als der junge professor, den er doch um einige monate überleben sollte.

Infolge eines zu London vom könige erhaltenen auftrages führte Lichtenberg 1772 und 1773 umfassende astronomische berechnungen der längen- und breitengrade aus und hielt sich zu diesem behuf die jahre 1772 und 1773 hindurch namentlich in Hannover, Osnabrück und Stade längere zeit auf. Diesem umstande verdanken wir eine rege correspondenz mit seinem neuen freunde, die wir als ersatz für den vermuthlich verloren gegangenen briefwechsel mit Ljungberg betrach-

ten dürfen. Lichtenberg offenbart sich in diesen briefen ganz ohne rückhalt, wie denn von dem briefe Hannover den 11. märz 1772 an das brüderliche *Du* anhebt und eine freundschaft inaugurirt, die bis zum tode ungetrübt fortdauerte. Noch am 11. august 1797 schreibt Lichtenberg an eine freundin: «Ihr bësster freund ist unser ehrlicher, wohlmeinender alter Dieterich. Glauben Sie mir auf mein wort. Niemand kennt ihn so wie ich und niemanden offenbahrt er sich so wie mir»*). — Und an den freund selbst in dem nämlichen jahre von seinem gartenhause aus: «Neues ist in der gotteswelt (darunter verstehe ich die stadt Göttingen) nichts vorgefallen, was des berichtes werth wäre. Nur werde ich kränklicher, schwächer und gleichgültiger gegen alles; nur in einem stücke, wovon mich kopf und herz deutlich überzeugen, habe ich zugenommen, und das ist in der unbegrenzten liebe und freundschaft gegen dich.»

Ein beträchtlicher theil des briefwechsels zwischen Lichtenberg und Dieterich ist in dem VII bande der die korrespondenz enthaltenden abtheilung der «Vermischten Schriften», (1844) abgedruckt worden; inwieweit dabei mit genauigkeit verfahren, lässt sich nicht mehr beurtheilen. Jedenfalls lässt der umstand, dass von dem band VII, p. 111 abgedruckten briefe an die gattin Dieterichs gerade das

*) Diese abgerissene notiz aus bisher ungedruckten nachlasspapieren.

besste stück einfach ausgelassen worden ist, (so dass ich es aus dem nachlass im «Deutschen Museum» vom 20. december 1866 p. 780—782 publiciren konnte), nicht auf eine allzugrosse sorgfalt bei edition dieses briefwechsels schliessen. Indessen sind durch einen glücklichen zufall gerade drei der längsten und interessantesten, in jenen VII. band nicht aufgenommenen briefe Lichtenbergs an Dieterich in meinen besitz gelangt und habe ich dieselben bereits im jahre 1866 dem damaligen herausgeber des seitdem eingegangenen «Deutschen Museums», Dr. Karl Frenzel in Berlin zur publikation übergeben. Da diese drei briefe jedoch a. a. o. nur mit sehr wesentlichen auslassungen, änderungen und druckfehlern veröffentlicht worden sind, so gebe ich hier zum ersten male einen authentischen, mit diplomatischer genauigkeit hergestellten abdruck jener briefe, die zur charakteristik ihres verfassers mehr beitragen werden als alle doch nur aus zweiter hand geschöpften mittheilungen des biographen.

Hannover Mittwochs d. 11. Mertz 1772
bey einem entsetzlichen Wetter.

Liebes Gevatter Paar

So werth mir auch sonst Dieterichs Briefe sind, (denn würcklich schmachte ich jetzo recht nach ihnen) so habe ich doch bey dem letzten über der Verbrämung beynah vergessen den Stoff selbst anzusehen. Ueber der Verbrämung, denn so nenne ich mit Recht

die wenigen Zeilen, die seine Frau an den Rand geschrieben hat, ich habe sie mit einer kleinen englischen Scheere von den Relationen von Kriegs Geschrei, Sermon und Feuerwerkerey, wo sie nicht hingehören, sorgfältig abgeschnitten und in das kleine Büchschen gesteckt, in welchem ich allerley kleine Raritäten und Siegeszeichen aufbewahre, Dinge, die zusammen noch kein halbes Loth wiegen, nach Gumpprechts Gewicht, allein auf Yoricks Wage gewogen, du lieber Gott! den Gumprecht und seine gantze Herrlichkeit so sicher aufwiegen, als Spickermann mich. Ich hatte just die vorige Nacht von dem Canapee geträumt, und repetirte so eben meinen Traum hinter dem Fenster (denn ich repetire meine Träume, und präparire mich auf sie) als mir der verbrämte Brief in die Hand gegeben ward, ob zur glücklichen oder unglücklichen Stunde, weiß ich nicht, genug, heute wird wohl schwerlich an etwas anderes als an das Canapee gedacht werden können, wenn ich nicht Gewalt brauche und von andern Dingen zu schreiben anfange, wozu ich denn jetzo gleich Anstalt machen will.

Gestern wollte ich Herrn Hänger besuchen, als ich aber auf die Leinstraße kam traf ich ihn vor dem Schlosse an, wir gingen in Gesellschaft mit dem Wache habenden Officier etwas auf und nieder, alsdann ging er mit nach Hauß, wo wir bei sehr guten Austern, die mir Mad. Schernhagen geschenckt, Deines Hauses Gesundheit unter klingendem Spiel trancken. Hänger bedauerte dabey, daß er Dich nicht eher habe kennen lernen, er würde manche von seinen Streichen, wozu ihn die Langeweile gebracht hätte, nicht unternommen haben, denn bey Dieterich ist doch

noch polite company sagt er, wenn Du verstehst was das heißt, so ist es gut, wonicht so suche nicht im Wörterbuch sondern frage Hrn. Boie. Wir wünschten uns alle beyde nur diesen Abend eine Stunde da seyn zu können, mit einer Sehnlichkeit (besser Sehnsucht), daß ich gewiß etwas an Can— schon wieder Canapee, also geschwind abgebrochen, sonst träume ich wieder eine Seite voll. — Man ist hier wegen des Tumults sehr auseinander, was wird der gute Landdrost sagen, der seinen Sohn für so unschuldig hielt, würcklich sagte der letztere in einem Brief, der am Donnerstag, aber vermuthlich noch vor dem Schlag auf den Kopf datirt war, er danke Gott, daß er während des Lärmens bey dem Major gewesen wäre, sonst hätte er leicht mit herein können gezogen werden. Wie doch der Teufel es sich gleich merckt wenn man Gott etwas dankt. Wenn ich einen solchen Schlag bekommen und einen Vater hätte es ihm zu beichten, so würde ich sagen: ich dancke es dem Teufel, daß ich et cet.

Höre, Schatz, Hänger hat nicht unrecht; Hannover ist kein so übler Ort bey dem bösem Wetter, was wird er erst beym guten seyn, ich habe nun den Wall und einige Spatziergänge gesehen, und mit meiner Einbildungskraft hier und da das fehlende grün und die fehlende Gesellschaft hinzugesezt, ich kan dir nicht beschreiben wie sie sich ausnahmen. Doch Hänger geht zu weit, ich bin überzeugt daß ihm Hannover besser gefällt als sein angebohrenes London, er ist würcklich außer sich und ein ganz anderer Mensch als in Göttingen, allein Frau Gevatterin, ich weiß nunmehr die Straße und das Haus sogar, das er Hannover nennt, der arme Teufel, ich wolte nicht

wenig darum geben, wenn ich ihm Heilung verschaffen könte. Wohl dem, dessen Heilung, Glück und Vergnügen nur so hoch hängt, daß er sie allenfalls ohne sich auf die Zähen zu stellen erreichen kan, könnte ich diesen Satz mit zwey Worten ausdrücken so wolte ich ihn, so wahr ich lebe, zu meinem Wahlspruch machen.

Frau von Metmershausen ist sehr höflich und accordirt mir alle Tage etwas mehr. Von Anfang versagte sie mir sogar Lichtscheeren, Gläser und dgl. jetzo bin ich schon an ihr Weißzeug gekommen, da sie sieht, daß ich würcklich ein Mensch bin, der zu leben weiß, der wieder dient wo er kan, und der wenn ihm auch alle Tugenden fehlen gewiß nicht geitzig und nicht undanckbar ist, so ist sie wieder gefällig, ich wollte sie um einen Finger wickeln, allein das ist meine Sache nicht Weiber um Finger zu wickeln.

So gantz wohl kann ich nicht sagen, daß ich gewesen bin. Mein rechtes Auge ist mir seit gestern förmlich entzündet, ein Umstand den ich nie gehabt habe, ich weiß nicht woher es komt, versündigt habe ich mich mit meinen Augen, seit meines Hierseyns noch nicht, hingegen habe ich gestern jemanden im Dunkeln die Hand gedrückt, und doch ist meine Hand so gesund, zwar für unerkannte Augensünden stehe ich auch nicht, wenn ich aber einmal weiß, daß Augen eher bestraft werden als Hände, so kan ich ja wohl dem Schicksal die kleine Gefälligkeit erzeigen und allemal das Licht auslöschen.

Was Du Gevatter von belegten F**z** sprichst verstehe ich nicht und bitte ich mir eine Erklärung aus, oder ich befrage meinen Bruder über diese Ciceronianische Note, die mir nicht viel gutes verspricht.

Wenn das z nicht darin wäre, so wolte ich wohl eine Erklärung finden, aber Wörter die sich mit einem F anfangen und in welchen ein z ist kenne ich, oder besinne ich mich noch zur Zeit nur auf vier: Fratzen, Franzosen, Frauenzimmer und dann eins, das mir die Schamhafftigkeit zu nennen verbieten würde, wenn mir nicht Gelehrsamkeit lieber wäre als Schamhafftigkeit und das ist *Fürtze*, doch am Rhein haben wir eins, das auch beym Bergbau gebraucht wird *Flötze*, fartzen wird hier nicht mitgerechnet. Also welches hast Du gemeint? Ich denke fast aus dem Zusammenhang must Du Frauenzimmer gemeint haben, aber mein Himmel, warum schreibst Du Frauenzimmer mit Sternchen? Du kommst mir vor wie der Bauer der einmal wider meinen Bruder sagte: *Ich habe den Mann gekannt wie er noch, mit Respect zu sagen, keinen Laib Brodt im Hause hatte.* Nein, solche Geschöpfe, und ihre Nahmen, muß man nicht mit Sternchen schreiben, die nur für den T***l und seine Engel gehören, nicht wahr Frau Gevatterin?

Nun ehe ich es vergesse, wenn ich rothe Dinte hätte, so wolte ich folgende Zeilen damit schreiben *Zeige meine Briefe nur sehr wenigen Personen, so bekommst Du immer offenhertzigere, sündigst Du aber darwider, (und wenn Du sündigst so erfahre ich es gleich) so bekommst Du, so wahr ich jetzo Dein Freund bin, (die heiligste Versicherung die ich kenne,) keine Zeile mehr, oder wenigstens solche Zeilen, die so gut sind als keine.* Zu Personen, die meine Briefe sehen können schlage ich allein Hr. v. Tönnies, Hr. v. Richter und Hr. Boie vor, willst Du sie auch selbst diesen nicht vorlesen, so steht es

Dir frey, aber keinem Menschen weiter darfst Du sie zeigen.

Glaubst Du denn, daß ich so gar sehr zum General verdorben wäre, daß ich mir nur einen Spion hielte, ich dächte so etwas ließe sich kaum von einem Menschen glauben der drey Jahr über zwey Engländer Hofmeister gewesen ist. Wisse denn, lieber Mann, daß ich allein zur Beobachtung deines Hauses ihrer drey habe, von deren zweyen ich heute Briefe hatte. Relation von Universitäts Sachen erhalte ich von 4, und sieben habe ich was Göttingen überhaupt angeht, also in allem 14 Spione; wovon mich vier so gar mein baares Geld kosten.

Die Magd im Hause und ich sind etwas weniger fremd gegen einander, sie ist ein gantz sonderbares Geschöpf: Sie kommt selten auf meine Stube, ausgenommen wenn sie das Bette macht; wenn sie zur Thüre hinausgeht so dreht sie sich herum und sagt mit einem Knicks: ich empfehle mich Ihnen, und zuweilen, wenn es die Zeit trifft wünscht sie mir gesegneten Kaffee, alles in vollem Ernst, jedoch nicht ohne das Gewürtze von Freundlichkeit, das Mädchen ihres Standes an alle Complimente werfen, die sie Standespersonen vorsetzen. Wenn sie mein Nachtgeschirr hinausträgt, so wird sie gemeiniglich roth und dann sieht sie gantz artig aus. Eine seltsame Verbindung von Ideen, denke ich, muß jetzo unter jener Haube gemacht werden, um bey einem Nachttopf zu erröthen. Hier habe ich schon zwey gesehen, die ich in Göttingen gekannt habe, und habe sie alle beyde gegrüßt, doch hiervon mehr ein andermal.

Heißt das nicht geschrieben? vier Seiten in folio

und doch habe ich schon einen Brief an Kästner und einen an Herrn Baumann geschrieben und einen bekommt Herr Boie noch. Nun will ich mich aber auch wahrlich empfehlen. Frau Gevatterin, wegen des Rothlaufs küsse ich Ihnen die Hände und Dich Gevatter recht fest auf die Lippen und bin mit meiner angestammten Aufrichtigkeit Ihr gantz ergebenster Freund und Diener

G. C. Lichtenberg.

Es herrscht jetzo hier eine Kranckheit woran die Leute gemeiniglich nur zwey Tage kranck sind, den dritten gehn sie gewöhnlich wieder aus!

Hannover d. 19. Mertz. 1772. Sonnabends
Morgens um 8 Uhr.

Lieber Dieterich!

Guten Morgen zum ersten mal auf meiner neuen Stube, die noch einmal so groß und noch einmal so schön ist als meine andere. Gleich bey meinem Aufstehen diesen Morgen, als ich zum erstenmal an das Fenster in dieser Stube trat und das gläserne Schild betrachtete, das mein Wirth ausgehenckt hat (des bessern applausus wegen vermuthlich) machte ich sogleich eine Entdeckung, die ich nothwendig angeben muß, weil sonst im künfftigen viel kritisches Blut verschwizt oder gar versprüzt werden könte, um mich mit mir selbst zu vereinigen, da es doch in diesem Stück unmöglich ist. Du und ich haben uns nemlich beyde in dem Nahmen meines Wirths geirrt, er heißt nicht Mettmershausen mit zwey t, auch nicht Metmershausen mit einem t, noch viel weniger

Meckmershausen mit einem ck, wie Dieterich und sein Anhang bloß gemuthmaßet haben, sondern Mechmershausen mit einem ch, ich habe dieses von dem Originalschild diesen Morgen abgeschrieben und nach der Hand noch einmal verglichen, um allen Einwürfen vorzubeugen, die etwa von meinen jetzigen bösen Augen könten hergeholt werden. Ich schätze mich in der That recht glücklich, daß ich noch bei meinen Lebzeiten den Samen zu unendlichen Streitigkeiten gleichsam in der Geburt erstickt und dadurch dem immer mehr einreißenden gedruckten Packpapier nach Vermögen steure. Glaube nicht, Gevatter, daß dieses leeres Geschwäz sey, die Hälfte der Bücher die du hast, handeln von solchen Materien, wie Dir die Hrn. Boie und Falck erweisen können, und unnütze Quartanten würden weggefallen seyn, wenn sich mancher Mann hätte die kleine Mühe nehmen wollen, einen Riegel von einem Quartblättchen, wie ich hier gethan habe vor das rechte Loch zu schieben. Nachdem ich nun einer der heiligsten Pflichten, ich meine der Pflicht gegen unsere Ur-Ur Enkel, ein Genüge gethan, so gehe ich mit desto größerer Leichtigkeit mit Hertz und Feder an die Beantwortung Deines Briefs.

Er wurde mir gestern Abend in einer starcken und vergnügten Gesellschaft bei Hrn. Kriegs Sekretär Ramberg, zugleich mit einem Glaß Punsch in die Hand gesteckt; weil mir die Wahl zwischen einem Glaß Punsch und einem Brief von dir nie schwer fällt, so hatte ich würcklich deinen Brief schon gantz offen in der Hand ehe ich einmal dachte, daß der Kerl auch noch Punsch hätte. Er ist von Dieterich, sagte ich zu Schernhagen, der neben mir saß. Nun

der gute Dieterich schreibt doch auch recht fleisig an Sie, sagte der Mann mit seinem ehrlichen Ton; eine vortreffliche Gelegenheit dachte ich, bey mir selbst Dieterichs Gesundheit zu trinken, und nun nahm ich den Punsch schlos Christelchen mit ein, und das heis ich mir Punsch. Das Recept kan ich euch geben: ihr nehmt etwas Arrack und etwas Waßer und Citronen und Zucker, dann (schade nur das es kein Gewürtzkrämer verkauft) schließt ein empfindliches Hertz gantz der Erinnerung an eure Freunde auf, und wenn euch die Hoffnung sie wieder zu sehen Freudenthränen in euer Auge treibt, so trinckt geschwind auf ihre Gesundheit, das ist der wahre Punsch und der wahre Comment. — —

Mein Gott was für ein Bauermägdchen habe ich so eben gesehen! Sie hatte eine feine Serviette über den Kopf geschlagen, und unter dem Kinn zugesteckt, ich kan noch nicht begreifen, woher ich weis, das sie eine Serviette um den Kopf hatte, denn meines Wissens habe ich ihr nur immer grade auf die Augen und auf den Mund gesehen. Zum Unglück hatte sie nichts zu verkaufen, was ich brauchte, und umgekehrt, was ich brauchte verkaufte sie nicht. Gütiger Gott, dachte ich bey mir selbst, was sind doch alle irrdischen Apotheker Augen Salben gegen die deinigen gerechnet, und mit diesem Gedancken kehrte ich meine Augen weg, damit so wenig als möglich von der Salbe auf das Hertz fiele. Ich wolte deinen Brief beantworten und da kam das Bauer Mägdchen dazwischen, also nun da es weg ist, so wollen wir an unsere Arbeit.

Du schreibst mir, Du hättest schöne Regenspurger Mädt bekommen, weil man nun bey mir: der Meth

sagt, so verfiel ich in einen lächerlichen Fehler und dachte du hättest Regenspurger Mägde gemeint (gantz ohne Schertz). Nun dachte ich: noch mehr schöne Mägde, wo will das hinaus, ich las weiter: die wie Ungarischer Wein schmecken was Henker Regenspurger Mägde schmecken wie Ungarischer Wein das ist doch sonderbar, aber das muss ich sehen wenn ich nach Göttingen komme, nun weiter: und haben wir Deine Gesundheit darin schon etliche mal getruncken, dieses verstund ich nicht und ich fing an zu glauben, das gantze sey eine Allegorie oder ein Misverständnis von meiner Seite, und es war das letztre würcklich; muste auch wohl eines seyn.

Zwischen dieser Zeile und

dieser: war ich etwas vor dem Thore, jetzo ist es 3/4 auf 3 des Sonnabends und meine Augen sehn erbärmlich, ich weiss nicht was ich anfange, endlich werde ich doch noch nach Hrn. Zimmermann schicken müssen. Das Bauermägdchen kan unmöglich schuld daran gewesen seyn, unterdessen will ich Hrn. Zimmermann fragen. Dein Recept, das du mir versprochen, finde ich nicht, oder soll es das seyn, dass ich keinen Wein trincken soll, am allerwenigsten ungarischen. Warlich nicht, gestern habe ich 2 Gläser leichten Punsch nach obigem Recept getruncken, sonst nichts, und der Argwohn meines Bedienten ist seit neulich so hoch gestiegen, das er immer das Bette selbst machen wolte, wenn ich den gantzen Nachmittag zu Hause war, es auch etliche mal gemacht hat, diese unnöthige übelangebrachte Vorsicht des Kerls, der sonst unverbesserlich gut ist, hat es, blos der Hausleute wegen, nöthig gemacht ihm einen derben

Verweis zu geben, ohnerachtet ich nicht die mindeste Neigung habe, mit der unausstehlichen Magd zu spielen. Als sie zum erstenmal wieder in die Stube kam, hatte er doch wieder so viel Eifer, daß er auf der Deele so laut zu ihr sagte, daß ich es hören konte, spreche sie nicht mit dem Herrn, der hat mehr zu thun, als sich mit ihr abzugeben. Sie sagte etwas sehr geschwind, das ich nicht verstehen konte und trat herein. Wie nah doch Ut-scheitels und Bediente einander sind, bald läßt sich jener zu diesem herab und muß, und bald nimmt sich dieser die Erlaubniß sich zu jenem hinauf zu schwingen, ohne Befehl dazu zu haben, was aber auch der Erfolg seyn mag, so habe ich mir fest vorgenommen dem meinigen die Flügel zu beschneiden, und die Gräntzen genauer zu bestimmen.

Die Frau Prof. Hollmann habe ich gekannt, aber den Hund von dem Grafen von Salmour nicht, der Tod gefällt mir beynah seiner Unpartheylichkeit wegen, die Frau eines Philosophen und der Hund eines Grafen sind ihm einerlei, welcher Mensch macht nicht einen Unterschied hierzwischen.

Hier habe ich nicht einmal einen Hund zu dem ich sagen kan Du? (ich muß dieses so gantz abgerissen hinschreiben, um mein Hertz etwas zu erleichtern, das mir soeben über einem gewissen Gedancken anschwoll). Einen Papagay wolte ich mir heute kaufen, aber der Kerl forderte 6 Louisd'or, das Thier wäre gerne bey mir geblieben. Ich will mir es sehr gerne einen Louisd'or des Monats kosten lassen, und mir jemand miethen den ich dutzen kan, der sich in die Backen kneifen läßt und sonst aus einer feinen Erde gemacht ist. Wenn ich nicht bald hierzu thue

so merke ich schon was es geben wird, ich werde des Tages 4mal in der Bibel lesen, gelbe Ringe um die Augen bekommen und meine Briefe mit: Dero geehrtes habe erhalten, wenn Dieselben noch wohl sind etc. anfangen.

Daß Christelchen meinen Brief nicht verschmäht hat, sagt mir auch Hr. Boie. Du kannst nicht glauben was für Festigkeit diese Ueberzeugung meinem innern gegeben hat. Ich hätte ihr heute wiedergeschrieben, um Ihr meine Danckbarkeit deswegen zu bezeugen, wenn nicht über eine Kleinigkeit die gar nicht hierher gehört etwas Unruhe innerhalb meiner wieder entstanden wäre und dieses muß erst gedämpft seyn, eher getraue ich mich nicht an Damen zu schreiben, sie bemerken Dinge die unser einer vorbey geht. Ich höre, sie will mir wieder antworten; so unschäzbar mir ihre Briefe auch sind, so heilig ich sie aufbewahre (denn am jüngsten Tag will ich ihr sie alle noch zeigen, wenn sie sie sehen will) so muß ich doch bitten, da sie mehr zu thun hat als Briefe an mich zu schreiben, sich durch diese Correspondenz nicht binden zu lassen, sondern sie kann mich ruhig drey viermal schreiben lassen und dann einmal mir armen Fremdling wieder etwas von einer Verbrämung dafür zuwerfen, und ich will mich gern für reichlich belohnt halten.

Montag früh um 7 Uhr.

Gestern hatte ich Besuch, der auch den Abend bey mir blieb, unter diesen war Hr. Geh. Sekr. Schernhagen, er gab mir gleich bey seinem Eintritt in die Stube das Recept für meine Augen, nebst einem Gruß und einem gerechten Verweiß von

Hrn. Dumont. Wie das Recept ist, werde ich erfahren, der Verweis ging mir just auf den rechten Fleck und war vortrefflich: Zum Beweis, hies es, das ich mehr an ihn denke, als er an mich schicke ich ihm hier ein Mittel für seine Augen. Sage ihm für beydes in meinem Nahmen hertzlichen Dank, und versichere ihn, das ich täglich an meinen Bruder dencke und ihm noch keine Zeile geschrieben habe, ich könte ihm noch andere Personen nennen, der Mensch ist in diesem Stück überhaupt ein besonderes Ding und der Prof. Lichtenberg nun gar noch ein besonderer Mensch. Ich will ihm aber ehestens schreiben aber mich in den Briefen an Dich zuweilen an ihn wenden. Empfehle mich seinem gantzen Hause.

Den gestrigen Nachmittag hatte ich ausgesetzt, an Hrn. Boie und einige andre Freunde zu schreiben, und ich konte ihn nicht für mich behalten, daher fallen diese Freunde heute aus. Sage Hrn. Boie, das ich ihm mit der nächsten fahrenden Post antwarten werde. Grüße alle guten Freunde und sey versichert, das ich beständig seyn werde Dein treuer Bruder

G. C. L.

Mit meinen Augen ist es heute wieder so ziemlich leidlich aber es hält nicht Bestand. Adieu.

An den Hrn. Grafen Wittgenstein und Hrn. Hofrath Bode vermelde meine unterthänigste und gehorsamste Empfehlung.

Lieber Dieterich

Vor allen Dingen, ehe ich es vergesse, diesen Abend trincke mit deiner Gesellschaft in meinem Nahmen die lateinische Gesundheit: ut nobis bene stet oder auch stent; ich habe sie heute auf ein Zettulgen geschrieben, worin ich etwas Geld gewickelt hatte, das ich den Armen gab, ich halte sie für den Spiegel aller Gesundheiten.

Nun weiter. Deinen Brief bekomm ich so eben erst, weil es aber trübe ist so beantworte ich ihn gleich, und wenn es für Dich und Deine Haus Ehre noch so etwas fort pocht wie jetzt, so kan der Brief ziemlich ausfallen, von der Länge allein verstanden.

Daß Du mir immer noch so im Sinn liegst, als am Tag meiner Abreise, ist die reine Wahrheit, und wenn man die Decke über die Sinne so aufknüpfen könte wie die Hosen, so wolte ich dir alles weisen, Nein ich halte etwas auf ihn

Herr Bruder und Gevattersmann
Es ist mir fast als hätt' er
Es mir mit etwas angethan
Bey gut und bösem Wetter,
Bei hundert tausend Zeitvertreib
Für Ober und für Unterleib,
Beym Lesen und beym Essen
Kan ich ihn nicht vergessen.

So hoch hat mein Blut lange nicht gestanden, denn höher als knittel Verse komt es jetzt gar nicht mehr. Wie doch jedes Thier seine eigne Art hat, wer solte die 8 Zeilen für eine Empfindung der Freundschaft halten, aber sie ist es wahrlich, so rein, so gantz ohne Zusatz als man sie in Deutschland im besten Grund und Boden findet, und in Frankreich zu Papier bringt.

Hr. Mag. Falck und sein Hofmeister (denn das sind die jungen Hrn. doch meistens) haben sich einige Tage bey mir aufgehalten und haben in meinem Hause logirt. Hr. Mag: hat auch eine Nacht bey mir vor der Stadt zugebracht. Ich habe ihm Herrnhausen, Montbrillant und den Wallmodischen Garten mit den Statuen allda gezeigt. Ich that allerley Fragen an ihn wegen Göttingen, weil aber der gute Mensch immer um die Zeit zu Bette ging, da ich auszugehen pflegte, so konte er mir die wenigsten beantworten.

Was giebt es denn in Deinem Hauß wer sitzt auf dem Canapee und wer ist am lustigsten? Wer von deinen Freunden geht dir Ostern ab, und wer von den meinigen. Schick mir doch einen Meß-Catalogen.

Mit meiner Meßkunst für Eheleute, an der ich zuweilen schrieb, wenn ich einmal gantz für mich lachen wolte, hat es neulich ein seltsames Ende genommen. Ich wolte mir ein Buch nähen: Heinrich, sagte ich, gebe er mir eine Nadel, Zwirn habe ich, der Kerl ist ein Schneider, und hat Nadeln und Zwirn immer bey sich. Was für eine, Hr. Professor. Eine für meinen Zwirn, Heinrich. Hier ist eine Hr. Professor. Aber, Wetter, in diese Nadel bringe ich den Zwirn nicht, das Oehr ist viel zu klein. Sie müssen ihn einmal mit den Fingern spitz drehen, so geht es, Hr. Professor. Nicht doch, die Nadel gefällt mir, aber gebe er mir bessern Zwirn, der geht nicht. Können Sie diesen brauchen, der ist fein. Heinrich, der ist zu fein, der taugt zum Bücher nähen nicht, eine größere Nadel, geschwind, und den alten Zwirn, ich kann da nicht stundenlang einfädeln. Ja aber

Hr. Professor wenn sie es so machen wollen, so werden sie in Ewigkeit nicht welche treffen, die so sind, wie sie sie haben wollen, es komt auf den Vortheil an, so kan man sie alle brauchen. Heinrich, sagte ich, nehme er einmal das Büchelgen dort, ich habe es geschrieben und stecke er es in den Ofen. Warum das? — Nichts, es steht etwas darinne, das ich noch gestern für neu hielt, aber ich sehe es ist nichts neues unter der Sonne, man weiß alles schon, und damit flog die Meßkunst für Eheleute in den Ofen.

Von dem Hut, den ich nicht aufsetzen konte, habe mich vorige Woche scheiden lassen und ich trage nun einen Hannöverischen.

Hier ist eine Antwort auf meines Bruders Brief, befördere ihn mit der ersten Gelegenheit nach Gotha, der arme Schelm ist gantz hungrig nach meinem Brey, ich habe ihm daher auch das Maul recht voll geschmiert. Er ist ungehalten auf dich, daß du mich wegen meines Göttingischen Flauses bey ihm verklagt hast, und sagt er würde dir die Peruque mündlich zausen, so gut stehn sich Beklagte und Richter zusammen.

Sage mir doch, wann gehst du denn nach Leipzig oder nach Gotha? und wann kommst du wieder zurück, vergesse mir nicht dieses zu berichten oder ich berichte dir für keinen Pfennig mehr.

Meine Gesundheit ist sehr gut, wäre ich in den Monaten Januar und Februar so gesund gewesen, ich hätte Wunder gethan. Hier geht alles Natürlich zu. Ich wohne nun völlig im Garten, eine vortreffliche Wohnung für ein ruhiges Gewissen. Ich kan fischen und habe einen Vogelheerd und sehr

schöne Spatziergänge, zuweilen wenn ich da gehe, zufrieden und satt, und überhaupt der Kopf mit dem Unterleib im Gleichgewicht steht; so wünsche ich mir öfters hier ewig in diesem Gartenhaus zu wohnen, ich achte dann die gantze Welt nicht des Ansehens werth, das in einer Thräne ertrinckt. Von gantzer Seele ist dieses gesprochen, ich habe einige Abende in Hannover gantz allein zugebracht, denen ich nur einige wenige meines Lebens gleich setzen kan, Stunden von denen ich sagen kan, die habe ich gelebt, und niemand weis es, vielleicht in eben der Stunde, da ein mitleidiger Officier sagte, dort sizt der arme Teufel (denn ich muß gestehen die Officiere hier bekümmern sich mehr um meine Anstalten als irgend ein Stand hier) bey dieser trüben Nacht, ausgeschlossen von den Freuden der Bouteille und der — — — Bouteille, in dem Augenblicke beneidete ich selbst keinen Ober Feldmarschall, so wenig als den Invaliden der von den Brosamen lebt die von seiner Hundsfütteren Tisch fallen.

In dieser Verfassung dencke ich oft an den Grafen Struensee in Coppenhagen, von dem mir bisher etlichemal geträumt hat, was würde er für meine Ruhe geben! Gottlob, das unsre Köpfe noch so fest stehen, hierauf gründet sich nun die Gesundheit, die ich an deinem Tisch diesen Abend ausbringe ut nobis bene stet.

Grüße mir Christelchen, Hrn. von Cölnitz, von Richter, Esqr. Boie, Hrn. Falck, Veyron, die Hrn. v. Adams wenn du sie siehst, Hrn. v. Lemon, Laghney, Browne und Vaughon, den Hrn. Grafen v. Wittgenstein und Hrn. Hofrath und den Grafen von Solmaur, das ganze Haus von Hrn. Grattenaus an bis zur

Mamsel Leuchen, die mich so derb ausschimpfen kan, deiner Kinder ja nicht zu vergessen. Dieses ist zwar viel und mühsam auszurichten, aber doch angenehmer als Payntzens Auftrag alle Göttingischen Mädchen zu küssen.

Was macht der kirchen Rath, hat er geschrieben, oder beschäftigen sich seine Finger mit Gertrudchen. Er kan ja mit der Linken schreiben, aber wenn er links ist mit der Rechten.

Vor allen Dingen grüße mir die beyden Jungfer Köchinnen Marie und Regine, ich esse zuweilen gern etwas gutes, deswegen lasse ich keine Köchin unge — — — grüßt. Vergesse es ja nicht, ich habe meinen Spion sub Nr. 3 schon Befehl gegeben sich zu erkundigen ob es ausgerichtet worden ist. Wenn Du es nicht thust, so thut es Hr. Falck für mich, der ja wohl Marie und Regine liebt. Regine mus zugleich wissen, das sie mir mein Bett in der Kammer die in den Hof geht parat hält denn ich besteige es sehr bald, aber doch dein Canapee noch eher.

Ich mus alle Nacht geladenes Gewehr in der Stube haben, weil in Hannover, sowie in Göttingen, die Leute nicht alle gleich ehrlich sind und es etliche giebt, die den Weg nach dem Galgen durch die Gartenhäuser nehmen.

d. 9. April.

Heute habe ich mit einem englischen Cukus, der 120 Reichsthaler kostet in einem entlegenen Hauß die Zärtlichkeit eines Cammermädchens und eines Bedienten beobachtet, der Auftritt schien dem Kläger mehr als 120 Thaler werth zu seyn. Der Kerl lag wahrlich einmal auf den Knien ich konnte ihn gantz über-

sehen aber seine Hand konte ich nicht finden, glaube ich, und wenn mein Tubus 500 gekostet hätte. Die Scene war sehenswerth.

Heute regnet es den gantzen Tag entsetzlich. Unter meinem Fenster blüht ein Apricosen-Baum. Ich habe eine Schwalbe gesehen. Ich habe etwas Kopfschmerzen. Dieser Absatz klingt fast als wenn man Phrases in einer Grammaire liest, also geschwind nach der Grammaire

Je suis le votre. G. C. Lichtenberg.

Christelchen soll ehestens einen Brief haben wo nicht, so sage ich ihr die Ursache auf dem Canapee selbst mündlich.

So lebte der göttinger professor in Hannover in angenehmster geselligkeit; er dinirte oft bei dem kammerpräsidenten und curator der universität von Lenthe sowie beim landdrost von Münchhausen und machte die lustigsten abendgesellschaften bei dem geheimsecretär Schernhagen mit. Dem dortigen generalauditeur Johann Ludolf Grisebach (bruder meines urgrossvaters), der am 11. mai 1773 starb, widmete er einen schönen, in den «Vermischten Schriften» mitgetheilten nachruf.

In Bückeburg besuchte Lichtenberg Herder und «hatte dort einige stunden, die ihm der himmel aus nummer 1 zugeworfen», wie er in seinem ausführlichen reisejournal an Dieterich nach Göttingen schreibt.

«Montags den 29. august 1774 um 11 uhr vormittags» trat er seine zweite reise nach England an und blieb daselbst bis zum december 1775. Er erstattete dem könige bericht über die auf seinen befehl ausgeführten arbeiten und überreichte ihm unter anderm auch den ersten (und einzigen) band der werke des berühmten astronomen Tobias Mayer, denen er erläuterungen hinzugefügt: «*Tobiae Mayeri Opera inedita. Edidit et observationum appendicem adjecit G. C. Lichtenberg*» (Gottingae MDCCLXXV) Er wohnte bis zum februar 1775 zu Kew in einem königlichen hause, neben dem prinzen Ernst, speiste an königlichem tische und wurde fast täglich zum könig oder der königin befohlen; wie er auch in London sehr oft allein zu den majestäten geladen war. Daneben verkehrte er mit den wissenschaftlichen notabilitäten Englands: Herschel, Howard, Banks, Solander, den beiden Forster u. a. So oft als irgend möglich besuchte er schauspiel, oper und ballet. (Vgl. unten p. 48.) Die schönheiten der englischen mädchen, bis auf die putzmacherinnen und kammerjungfern herab, wird er nicht müde in seinen londoner briefen und tagebüchern zu rühmen. Bei all dieser fülle bewegtesten lebens und wissenschaftlicher thätigkeit — er arbeitete fortwährend auf dem ihm vom könig eingeräumten observatorium — ist es rührend zu sehen, wie er in die selben tagebücher betrachtungen wie die folgenden niederlegte:

«Den 15. april, als am sonnabend vor

ostern, ging ich des abends nach dem thee im Hydepark spazieren. Der mond war eben aufgegangen, voll, und schien über Westminstersabtei her. Die feierlichkeit des abends vor einem solchen tage machte, dass ich meinen lieblingsbetrachtungen mit wohllüstiger schwermuth nachhing. Ich schlenderte hierauf Picadilly und den Heumarkt hinunter nach Whitehall, theils die statue Karl's I. wieder gegen den hellen westlichen himmel zu betrachten, und theils beim mondlicht mich meinen betrachtungen bei dem Banquettinghaus, dem hause, aus welchem Karl I. durch ein fenster auf das schaffot trat, zu überlassen. Hier fügte sich's, dass ich einem von den leuten begegnete, die sich bei den orgelmachern orgeln miethen, davon zuweilen eine 40 bis 50 pfd. st. kostet, und damit des tages und abends auf den strassen herumziehen und so lange im gehen spielen, bis sie irgendjemand anruft und sie für sixpence ihr stück durchspielen lässt. Die orgel war gut, und ich folgte ihm langsam auf den fussbänken, indess er selbst mitten auf der strasse ging. Auf einmal fing er den vortrefflichen choral: «In allen meinen thaten» u. s. w. zu spielen an, so melancholisch, so meiner damaligen verfassung angemessen, dass mich ein unbeschreiblich andächtiger schauer überlief. Ich dachte an meine entfernten freunde zurück, meine leiden wurden mir erträglich und verschwanden ganz. Wir waren auf 200 schritte über dem Banquettinghause weg; ich rief dem kerl zu und führte ihn näher nach dem hause,

wo ich ihn das herrliche lied spielen liess. Ich konnte mich nicht enthalten, für mich die worte leise dazu zu singen: «Hast du es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein verhängniss gehn.» Vor mir lag das majestätische gebäude vom vollen monde erleuchtet, es war abend vor ostern, hier zu diesem fenster stieg Karl hinaus, um die vergängliche krone mit der unvergänglichen zu vertauschen! — Gott, was ist weltliche grösse! — —»

Das lied aus dem gesangbuch gehörte überhaupt zu seinen lieblingsliedern, wie er denn an einer andern stelle des tagebuches sagt:

«Ich verstehe von musik wenig, spiele gar kein instrument, ausser dass ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr nutzen gezogen als viele andere von ihren arien auf der flöte und auf dem klavier. Ich würde es vergeblich versuchen, mit worten auszudrücken was ich empfinde, wenn ich an einem stillen abend «In allen meinen thaten» u. s. w. recht gut pfeife und mir den text dazu denke. Wenn ich an die zeile komme: «Hast du es denn beschlossen» u. s. w., was fühle ich da für muth, für neues feuer, was für vertrauen auf Gott! ich wollte mich in die see stürzen und mit meinem glauben nicht ertrinken, mit dem bewusstsein einer einzigen guten that eine welt nicht fürchten. Spüre ich einen hang zum scherzhaften, so pfeife ich «Sollt' auch ich durch gram und leid» u. s. w. oder «*When you meet a tender creature*» etc.»

Den «heiligen christabend» 1775 feierte er bereits wieder in Göttingen.

Er wurde bald nach seiner rückkehr zum ordentlichen professor der naturwissenschaften ernannt und verliess nun diese seine zweite heimat nicht wieder.

Gegen ende der siebziger jahre lernte er seine spätere frau kennen. Margarethe Kellner war den 31. august 1759 zu Nikolausberg bei Göttingen als kind ganz armer eltern geboren. Erdbeeren verkaufend wanderte sie als hübsches junges ding in die stadt, und sie gewann sich das herz des geistreichsten mannes von Göttingen.*) Er nahm sie bald zu sich ins haus, die kirchliche trauung fand indessen erst 1789 statt, als er sich dem tode nahe glaubte und nun sofort den schritt that, den er für die zukunft seiner freundin und vor allem der kinder längst beabsichtigt hatte. «Am 5. oct. vorigen jahres,» schreibt er den 25. jan. 1790 an einen alten schulfreund, «wurde ich morgens um 5 uhr von einem krampfigten asthma befallen, das mir in der ersten woche meiner krankheit 2—3 mal und

*) In einem seiner frühesten collectaneenbücher sagt er darüber, unter der schon erwähnten rubrik «charakter einer mir bekannten person»: «Geliebt hat er nur ein- oder zweimal; das eine mal nicht unglücklich, das andere mal aber glücklich. Er gewann blos durch munterkeit und leichtsinn ein gutes herz, worüber er nun oft beide vergisst, wird aber munterkeit und leichtsinn beständig als eigenschaften seiner seele verehren, die ihm die vergnügtesten stunden seines lebens verschafft haben.»

darüber mit augenblicklicher erstickung drohte. Nachderhand wurde alles leidlicher, aber nicht minder gefährlich.»

Folgende eintragung habe ich aus dem kirchenbuche der St.-Johanniskirche von jenem tage ausziehen lassen: «Am 5. oct. 1789, spät abends, wurde auf nachgesuchte dispens. königl. consistorii *a publica proclamatione privatim* copulirt der hofrath und professor herr Georg Christoph Lichtenberg mit seiner bisherigen haushälterin Margarethe Kellnern.» Jördens*) bemerkt: «Seine wahl erregte anfangs bei seinen entfernten freunden einiges bedenken, da seine gattin von geringem stande und vorher in diensten bei ihm gewesen war. Aber der scharfsichtige menschenkenner hatte nicht fehlgegriffen.» In der that war diese ehe, hinsichtlich deren an die sehr ähnlichen verheirathungen Goethe's und Heinrich Heine's erinnert wird, eine ungewöhnlich glückliche.

An Dieterich schreibt er den 7. mai 1790: «Mit meiner lieben frau bin ich am sonntag früh im felde herum und nach dem garten gefahren ... meine liebe frau und der kleine junge, der alle tage nach dir fragt, grüssen dich tausendmal. Heute pflanzen wir türkischen weizen und schnittkohl.» Und den 26. mai 1791: «Deine liebe frau und kinder, meine liebe frau und kinder und ich sehen alle aus und stehen so frisch wie deine gärten.» An Georg Forster den 30. august 1790: «Von

*) Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten (1808).

meiner lieben frau, dem einzigen geschöpfe, dessen sorgfalt ich mein leben zu danken habe, von dem einzigen weiblichen, das für mich gemacht war, und meinem kleinen jungen, meinem einzigen trost und dem vermuthlichen quell meiner geistesgesundheit, künftig einmal weitläufig.» Jördens gibt die zahl der kinder auf fünf an, es sind aber, wie ich berichtigen kann, acht. Vor dem 5. oct. 1789 war der älteste sohn, Georg Christoph, ein 1785 verstorbenes kind, und eine tochter, den 24. juni 1789 geboren. Am 22. oct. 1791 wurde sein zweiter sohn, Christian Wilhelm, geboren, dem 1793 eine tochter folgte. Eben so konnte er 1795 seinem bruder in Gotha melden: «Der himmel hat am vergangenen sonnabend unsere kleine heerde wieder mit einem mutterschäfchen vermehrt. Ich schreibe dieses mit empfindungen, die mir kaum noch die fähigkeit dazu lassen. Sprechen würde ich nicht können, wenn ich dir dieses in der wohnstube vor dem bett sagen sollte. Die güte, die geduld und das vertrauen auf den himmel bei dieser vortrefflichen frau und unsere wechselseitige liebe sind nicht für worte. Sie sowol als das kind sind so gesund, als es nur möglich ist. Ich bin überzeugt, der himmel wird sorgen. Sparen und arbeiten muss freilich die *ordre du jour* sein, und in der welt gibt es dazu für menschen von gefühl kein grösseres reizungsmittel als kinder und eine solche ehe, von der noch gestern gesagt wurde, sie habe wol nicht viele ihres-

gleichen. Friede und häusliches vergnügen den ganzen tag, liebe für unsere kinder und unserer kinder für uns, keinen pfennig schulden u. s. w.: wer das sehen will, der komme zu uns.» Auf diese tochter folgte noch ein sohn, «ein herrlicher junge», mit dem ihn seine «liebe vortreffliche frau am 24. juli (1797) erfreute.» Derselbe starb zu ende der dreissiger jahre, ohne verheirathet gewesen zu sein. Als achtes kind endlich wurde am 11. märz 1799, einen monat nach Lichtenberg's tode, eine tochter geboren, welche wie alle übrigen unverheirathet verstorben ist.

Die familien Lichtenberg und Dieterich wohnten in einem hause und bildeten fast nur eine grosse familie. Uebrigens hatte Lichtenberg wenig umgang in Göttingen. Er hatte immer «nur wenige freunde» und «für assembleen sind sein körper und seine kleider selten gut, und seine gesinnungen selten .... genug gewesen.» («Charakter einer mir bekannten person»). «Ein mittagsmahl», sagt er anderswo, «übersetzte ein franzose: *mal de midi*. So sind in Göttingen öfters wahre *maux de midi*.» Er meinte hiermit wol auch die speisen. Denn «höher als drei gerichte des mittags und zwei des abends mit etwas wein, und niedriger als täglich kartoffeln, äpfel, brot und auch etwas wein hofft er nie zu kommen. In beiden fällen würde er unglücklich sein. Er ist noch allezeit krank geworden, wenn er einige tage ausser diesen grenzen gelebt hat.» (a. a. o.) Bei dieser gelegenheit sei bemerkt, dass Lichten-

berg sowol rauchte wie auch «nach der dose griff», obgleich es einmal im tagebuch heisst: «Ich muss gestehn, dass von allen den gelehrten, die ich in meinem leben kennen gelernt und die ich eigentlich genies nennen möchte, kein einziger geraucht hat.» Es wird berichtet, dass er oft jahrelang kaum aus seiner wohnung herauskam. Dann stand er, nach seiner eigenen beschreibung (a. a. o.), «hinter dem fenster, den kopf zwischen die zwei hände gestützt; und wenn der vorübergehende nichts als den melancholischen kopfhänger sieht, so thut er sich oft das stille bekenntniss, dass er im vergnügen wieder ausgeschweift hat». In den sommermonaten zog er jedoch nach seinem kleinen gartenhause an der weender chaussee*), mit seinen instrumenten, büchern und manuscripten. Denn «lesen und schreiben war für ihn so nöthig als essen und trinken, und er hoffte, es werde ihm nie an büchern fehlen». (a. a. o.). Hier genoss er aber auch alljährlich die schöne jahreszeit. Ihm, der niemals grossartige naturscenen gesehen, ging das herz in um so reinerem entzücken auf über die einfachen schönheiten eines norddeutschen gartens. Seine briefe datirt er immer «vom garten», auch wol mit zusätzen wie «auf dem garten unter blüten, lusciniengesang und alaudenklang.» Hier begrüsste er alljährlich

---

*) Nach Weende zu an der linken seite das dritte haus von dem kirchhofe an, wo er begraben liegt. Der blitzableiter rührt noch von ihm her.

die ersten schwalben und das erste grün. An Dieterich schreibt er einmal: «Die tage waren alle vortrefflich, an jedem habe ich die sonne auf- und untergehen sehen. Am sonntag schlug eine nachtigall den ganzen morgen in der laube nach Willich's garten, obgleich noch kein blättchen daran war. Was wird das nicht werden, wenn du und die blätter kommen!» Scherzend notirt er einmal in das tagebuch: «Es war mir auf dem garten immer eine freude, des sonntags so die schönen leinathenienserinnen vorbeigehen zu sehen.» Und wehmüthig ein anderes mal: «Am 10. oct. 1793 schickte ich meiner lieben frau aus dem garten eine künstliche blume aus abgefallenen herbstblättern. Es sollte mich in meinem jetzigen zustande darstellen; ich liess es aber nicht dabei sagen.»

Seine einsamkeit und das stille familienleben wurden indess öfters durch die besuche von berühmten auswärtigen gelehrten unterbrochen: Howard, de Luc, Volta, Sömmering, Forster u. a. blieben kürzere oder längere zeit bei ihm.

Ein so reicher und vielseitiger geist wie der seine bedurfte aber auch der anregung einer belebten geselligkeit weniger als jeder andere. Seine fachwissenschaft und der antheil an der gleichzeitigen schönen literatur, vor allem aber die ausbildung seines für die nachwelt bestimmten «gedankensystems» füllten seine tage voll aus.

Lichtenberg's fachthätigkeit, seit seiner er-

nennung zum ordentlichen professor — 1788 wurde er königl. grossbritannischer hofrath — beschränkte sich freilich hauptsächlich auf seine mit dem grössten eifer und fleiss abgehaltenen vorlesungen. Seine experimentalphysik war darunter am berühmtesten und keineswegs blos von gewöhnlichen studenten besucht. So schreibt er 1785 an den sohn eines früh verstorbenen bruders, den spätern grossherzogl. hessischen staatsminister: «Ich habe diesen winter in der physik 3 königl. prinzen und ritter des blauen hosenbandordens, einen prinzen von Anhalt, einen grafen Broglio aus Paris, neveu des grossen generals, einen grafen Walmoden, 2 professoren, einen aus Lausanne und einen aus Edinburgh, ausser diesen noch 4 engländer und einen pariser jungen herrn.»

Mit den ausgezeichnetsten gelehrten seines fachs im in- und auslande stand er in correspondenz; er wurde mitglied der gesellschaft der naturforscher zu Halle, der naturforschenden gesellschaft zu Danzig und der akademie der wissenschaften zu St.-Petersburg. Wiewol er das ganze der physik und astronomie beherrschte, brachte er es doch zu keinen umfassenden forschungen so wenig wie zu einer epochemachenden entdeckung, wenn er auch sehr daran dachte, wie folgende stelle im tagebuch beweist: «Um die mitte des jahres 1791 regt sich in meiner ganzen gedankenökonomie etwas, das ich noch nicht recht beschreiben kann. Ich will nur einiges davon

anführen, um künftig aufmerksamer zu werden: nämlich ein ausserordentliches, fast zu schriftlichen thätlichkeiten übergehendes mistrauen gegen alles menschliche wissen, mathematik ausgenommen; und was mich noch an das studium der physik fesselt, ist die hoffnung, etwas dem menschlichen geschlechte nützliches aufzufinden.» Allein «aufschieben war sein grösster fehler von jeher», und so schrieb er nur kleinere, meist populäre abhandlungen über die fortschritte seiner wissenschaft und gab drei auflagen von seines vorgängers Erxleben «Anfangsgründen der Naturlehre» mit zusätzen heraus. Sein name lebt in der physik fort, indem gewisse erscheinungen auf elektrisirten körpern «Lichtenberg'sche figuren» benannt worden sind; ebenso ist ein ringgebirge des mondes auf Lichtenbergs namen getauft.

Wir haben es jedoch weder zu beklagen noch uns darüber zu wundern, dass der professor Lichtenberg in seiner specialwissenschaft nicht mehr geleistet hat. Sein interesse war ebenso sehr der nationalliteratur zugewandt, und er war sich bewusst, dass er gerade hierin unvergängliches zu wirken berufen war.

Schon von der schule her völlig zu hause in der alten literatur, machte er sich durch seinen aufenthalt in England auch die englische mehr als irgendein zeitgenosse zu eigen. Aber auch die Franzosen verehrte er hoch, besonders Voltaire, mit dem er noch 36 jahre

zusammenlebte, und die grossen moralisten des 16. und 17. jahrhunderts.

Von der gleichzeitigen deutschen literatur wollte er dagegen wenig wissen und nur auserwählte, wie seinen «lieben Liscov», liess er gelten.

Die erste schönwissenschaftliche schrift von bedeutung, welche Lichtenberg herausgab, waren seine an den gründer des hainbundes, Boie, gerichteten briefe aus England, welche im «Deutschen Museum» von 1776 ab erschienen. Die charakteristik des grossen Shakespearedarstellers Garrick war der erste beweis von der eminenten beobachtungsgabe, welche den professor der naturwissenschaften auch auf andern gebieten des lebens auszeichnete.

Im jahre 1778 übernahm Lichtenberg die redaction des bei Dieterich erscheinenden «GöttingischenTaschenkalenders»; er eröffnete ihn mit seiner abhandlung «Über Physiognomik wider die Physiognomen», welche damals ungeheures aufsehen machte und trefflich wirkte, jetzt aber nur noch ein historisches interesse hat.

Schon früher hatte er anonym gegen Lavater erscheinen lassen «Timorus, d. i. vertheidigung zweier Israeliten, die durch die kräftigkeit der Lavaterischen beweisgründe und der Göttingischen mettwürste bewogen den wahren glauben angenommen haben.» Das witzigste ist jedoch schon im titel enthalten.

Gleichfalls durch Lavater veranlasst, aber ebenso gegen Goethe damals noch Lavater's

freund, und andere «drangdichter» gerichtet war das «Fragment von Schwänzen», ein kostbares kabinetsstück des witzes, das zuerst in Baldinger's Neuem Magazin für Aerzte, V, 589 fg. publicirt wurde.

Die übrigen beiträge Lichtenberg's zum Göttinger Taschenkalender, kleine aufsätze über allerlei gegenstände aus den naturwissenschaften, der geschichte, sittenkunde, reiseliteratur etc., sind im ganzen ohne dauernden werth, waren nur für ein taschenkalenderpublikum berechnet und verdienten nicht den wiederabdruck in den «Vermischten Schriften», wo sie in der zweiten auflage weit über 600 enggedruckte seiten füllen. Er urtheilte selbst darüber in einem briefe an Eschenburg (1785): «Alles ist für einen kalender bestimmt, der oft in der nächsten stunde schon von einem andern verdrängt wird und gewiss am ende sammt seinem verdränger in den kinderstuben sein grab findet. Ich hätte diese jährliche beschäftigung schon längst aufgegeben, wenn ich nicht damit einen ganz beträchtlichen hauszins bezahlte.»

Doch flocht Lichtenberg in jene kalenderbeiträge gelegentlich sentenzen ein, die wir in den «Gedankenbüchern» seines nachlasses wiederfinden, und dies sind dann meistens perlen.

Neben diesem taschenkalender, den er bis an sein lebensende fortführte, gründete er im jahre 1780 mit Georg Forster das «Göttingische Magazin». Wie er bereits Lavater und seinen

anhang gegeiselt, so hält er hier den deutschen romanciers und schauspielschreibern eine gepfefferte strafpredigt in seinem «Vorschlag zu einem Orbis-pictus»:

«Ich glaube gleich beim eingange zu diesem aufsatze ohne weitern beweis annehmen zu dürfen, dass die seichtigkeit der schauspiel- sowol als romanendichter unter uns zu einer grösse gediehen ist, bei der sie sich mit dem credit, den sie findet, nur bei einem publikum erhalten kann, das sich jetzt über gewisse prachtphrases, modebilder und modeempfindungen verglichen und dahin vereinigt zu haben scheint, den werth oder unwerth einer schrift blos nach dem grade der annäherung an jenes conventionssystem zu bestimmen. Die gabe, das kapital von bemerkungen über den menschen zu vergrössern und eigene empfindungen mit dem verständlichsten individualisirenden ausdruck zu buch zu bringen, und dadurch auch noch männer zu unterhalten, die jenes system nicht kennen und mehr als transscendente setzerkünste von einem schriftsteller verlangen, scheint von tag zu tag mehr zu erlöschen. Und was wunder? Die hellsten köpfe unserer nation, leute von welt und erfahrung, lesen nun, nachdem sie sich so viel hundertmal betrogen gefunden haben, die neuen producte dieser art gar nicht mehr, und die beurtheilung, anpreisung und vergötterung derselben ist grösstentheils in den händen von exprimanern, die jenen werken ihre erste form sowol als nachherige ausbil-

dung zu danken haben, und von leuten, die die welt so wenig kennen, als die welt sie. Das maculatur von heute rühmt das maculatur von gestern, und pfefferdütencredit gründet sich auf pfefferdütenlob.»

Lichtenberg wollte diesen autoren im «Orbis-pictus» daher wirkliche beobachtungen über natur und menschen geben zur benutzung für künftige werke. Mit feiner ironie gab er aber nur sehr realistische betrachtungen über bediente, männliche und weibliche. Chodowiecky lieferte die bilder dazu.

Ueber die gesammte sturm- und drangdichtung liess er sich anderswo also vernehmen:

«Kaum war die losung gegeben: Wer original schreiben kann, der werfe seine bisherige feder weg, als die federn flogen wie die blätter im herbste. Es war eine lust anzusehen: dreissig Yoricke ritten auf ihren steckenpferden in spiralen um ein ziel herum, das sie den tag zuvor in einem schritt erreicht hätten; und der, der sonst beim anblick des meeres oder des gestirnten himmels nichts denken konnte, schrieb andachten über eine schnupftabacksdose. Shakespeare standen zu dutzenden auf, wo nicht allemal in einem trauerspiel, doch in einer recension; da wurden ideen in freundschaft gebracht, die sich ausser Bedlam nie gesehen hatten; raum und zeit in einen kirschkern geklappt und in die ewigkeit verschossen; es hiess: eins, zwei, drei! — da geschahen tiefe blicke in das menschliche herz, man

sagte seine heimlichkeiten, und so ward menschenkenntniss. Selbst draussen in Böotien *) stand ein Shakespeare auf, der wie Nebucadnezar gras statt frankfurter milchbrot ass und durch prunkschnitzer sogar die sprache originell machte. Niedersachsen summte seine oden, sang mit offenen nasenlöchern und voller gurgel patriotismus und sprache und ein vaterland, das die sänger zum teufel wünscht. Da erklangen lieder und romanzen, die es mehr mühe kostete zu verstehen, als zu machen. Kurz, die originale waren da; und das publikum — was sagte das? Anfangs beschämt über die unerwartete menge stutzte es, dann aber erklärte es feierlich: das wären keine originale, das wären dichter aus dichtern, und nicht dichter aus natur, durch sie würde das kapital nicht vermehrt, sondern nur die sorten verwechselt, bald silber in kupfer, bald gold in silber umgesetzt, u. s. w.» — Mit dem Shakespeare in Böotien kann nur der autor des Götz gemeint sein, über dessen Werther Lichtenberg jedoch im jahr 1782 bereits das gerechte urtheil fällt: «In Werthers leiden sind feine aber feste züge, dergleichen noch in keinen deutschen roman gedrungen sind.»

Seinen herbsten spott liess Lichtenberg aber

---

*) «Zeilen in böotischem dialekt: Gab's 'n, wollt 's n't fress'n. Siehst 's Genie? wie's 'n wolk'n webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, host d'n nosen nit, 's Genie z' riechen.»

in dem selben Magazin an den damaligen lyrikern in der person des «hrn. rector Voss» aus.

Er war mit demselben auf folgende art in streit gerathen:

Voss hatte im «Deutschen Museum» ausgeführt: man müsse, wo in griechischen namen η vorkäme, dies durch ä im deutschen wiedergeben. Die Griechen hätten nämlich η wie ä gesprochen, was sich besonders daraus ergebe, dass sie den naturlaut der hammel durch βη βη ausdrückten. Diese thiere blökten aber bekanntlich bä bä, und folglich müsse man auch nicht mehr Athen, sondern Athän, Homäros, und nicht Homer schreiben. In seinem übrigens wenig bedeutenden magazinaufsatze «gnädigstes sendschreiben der erde an den mond» hatte sich nun Lichtenberg über diese rechtschreiberei ganz gelegentlich mocquirt. Voss hatte darauf im «Deutschen Museum» geantwortet: Lichtenberg wüsste nicht, wovon die rede gewesen.

Hierauf rückte der angegriffene 1781 in seinem magazin mit dem aufsatze ins feld: «Ueber die pronunciation der schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der pronunciation ihrer neuern brüder an der Elbe: oder über beh beh und bäh bäh. Eine literarische untersuchung von dem concipienten des sendschreibens an den mond», und 1782: «Ueber hrn. Vossens vertheidigung gegen mich im märz des Deutschen Museums 1782» mit dem motto:

To bäh or not to bäh, that is the question.

Weil Voss in seiner vertheidigung Lichtenberg's briefe über Garrick «caricaturmässig» genannt*), so ergriff dieser nun die willkommene gelegenheit, auch seinerseits eine kritik Vossischer poetischer erzeugnisse zu üben. Er zeigte an praktischen beispielen aus verschiedenen perioden der Vossischen poesie, wie es mit letzterer stand: abstractes ansingen des vaterlandes, der freiheit und des «himmlischen glaubens», hohle, übertriebene idealempfindungsfloskeln über freundschaft und liebe im allgemeinen, hausbackene malereien der idyllischen schönheiten des landlebens u. dgl., statt wahrer poesie, «die der natur den spiegel vorhalte»; dazu zahllose incorrecte, sinnlose, ja oft haarsträubende bilder und durch die fremden metra hervorgerufene sprachverrenkungen, zum beweise, dass, wie Voss und seine genossen weder tiefe gedanken noch welt- und menschenkenntniss hätten, sie auch ebenso wenig meister der poetischen form seien.

Sein langgehegter groll gegen den Hainbund überhaupt ergoss sich in diese Anti-Vosse. Er hatte das treiben der bundesjünglinge von ihrer wiege an in Göttingen genossen. Er erinnerte sich noch, wie der ebenangekommene Voss dem philologen Heyne von Boie angemeldet

---

*) «Will hr. V. sich einmal daran machen und über einen ähnlichen gegenstand, der eigene beobachtung voraussetzt, etwas schreiben, das meinen bemerkungen über Garrick vorgezogen wird, so will ich ihn solang ich lebe in bier freihalten.»

wurde «als ein bauerjunge, der verse machen könne». Ihm, der Wieland, den schüler des grossen Voltaire, liebte, musste es kindisch vorkommen, wenn diese jungen leute, die sich für grosse dichter hielten, die «Komischen Erzählungen» an Klopstock's geburtstag feierlich verbrannten, während am obern ende der tafel auf einem leer gelassenen lehnstuhle die *Opera omnia* des «Vater Klopstock» paradirten. In einer stelle seines tagebuchs gab er dem selben hass gegen diese «sogenannten dichter» ausdruck: «Die enthusiastischen bewunderer Klopstock's waren unausstehliche pinsel, denen vor den wissenschaften, die sie eigentlich erlernen sollten, ekelte. Musenalmanache waren eine hauptlektüre für sie. Waren es juristen, so lernten sie nichts; waren es theologen, so wurden es frühzeitige prediger, und die kamen noch am besten weg. Mediciner, die ethusiastisch für Klopstock eingenommen gewesen, habe ich nicht gekannt .... Es ist eine ganz bekannte sache, dass unter Klopstock's eifrigsten bewunderern einige der grössten flachköpfe der nation gewesen sind.»

So witzig aber die Anti-Vosse auch stellenweise sind, so haben doch auch sie als blosse gelegenheitsschriften ohne allgemeine bedeutung und bei ihrer vielfach sehr persönlichen natur nur ein literarhistorisches interesse, wie denn auch Lichtenberg selbst am 21. februar 1785 an Ebert schrieb: «Ich hatte nie den gedanken gehabt, diese schrift wieder abdruc-

ken zu lassen.» Er wollte nämlich damals eine auswahl seiner vermischten schriften herausgeben, die jedoch nicht über den prospect hinaus kam.

Seine abneigung gegen den hainbund übertrug Lichtenberg indess keineswegs auf den doch auch mit jenem wenn auch sehr entfernt sich berührenden dichter der «Lenore». Er unterstützte ihn mit rath und that und redete ihm namentlich zu, über die Kant'sche philosophie vorlesungen an der universität zu halten. Die realistische, aus dem quell der volkspoesie genährte ader des Bürger'schen talents war ihm durchaus sympathisch, und mit tiefer betrübniss stand er im juni 1794 auf dem balkon des Dieterich'schen hauses und sah seinen unglücklichen freund zu grabe tragen.

Mit Goethe, gegen den Lichtenberg wie wir gesehen anfangs das selbe missfallen wie gegen die andern «Krafthasen» kundgegeben, war er 1794 in eine physikalische correspondenz getreten. Aber er huldigte ihm nicht nur als naturforscher: den 12. october 1795 schreibt er ihm: «Für die mir übersandten schriften statte ich Ew. Hochwohlgeboren unterthänigen dank ab und nehme mir zugleich die freiheit, Ihnen das 2. heft von meinen skandalösen excursionen über den Hogarth vorzulegen. Obgleich zwischen meinem dank und meiner anmeldung eines kleinen geschenks die copula «und» steht, so muss ich doch sehr bitten, mir zu liebe diesesmal lieber alles in der welt bei diesem *und* zu denken, als eine copulam zwischen beiden, ich

meine, so was wie ersatz für das gedankenfest, das mir Ihre unnachahmlichen schriften gewährt haben.»

Die «Erklärung der Hogarthischen kupferstiche» beschäftigte Lichtenberg schon seit 1779, und diese arbeit wurde die letzte von ihm selbst edirte.*) Er, zumal bei seiner kenntniss englischer zustände, war ohne zweifel der beste commentator dieser bilder, welche das englische volksleben ebenso mit dem griffel fixirt haben, wie Lichtenberg das menschenleben überhaupt auf seinen geheimsten regungen mit der feder zu ertappen versuchte. Diese glänzend geschriebenen, witzigen, oft nur zu feinen excurse werden stets in gleichem werth wie die bilder selbst gehalten werden. Als selbständiges werk ohne jene können sie freilich nicht gelten. Der verfasser schrieb darüber an Ebert (1794):

«Ganz ohne scherz, mir gefällt das ding gar nicht, es ist doch viel schaler witz darin. Allein ich habe wirklich bei diesem unternehmen keine andere absicht, als mir geschwind etwas zu verdienen.» Und an seinen neffen: «Ich habe mich zu dieser arbeit entschlossen meiner familie wegen. Ich weiss meine müssigen stunden nicht besser anzuwenden, wie du

---

*) Alle fremden überliefen ihn, um sein exemplar der englischen ausgabe des Hogarth zu sehen. «Es ging mir damit wie einem manne, der eine schöne frau hat.» Er schenkte das «familienkreuz» daher der göttinger bibliothek. (Matthisson, Briefe, II, 111.)

mir zugeben wirst, wenn ich dir im vertrauen sage, dass ich für das erste heft 80 louisd'or erhalten habe, und das habe ich spielend in etwa 20 sommermorgen zusammengeschrieben.»

Die «erklärungen» erschienen zuerst im «Göttinger Taschenkalender», wurden dann von Lichtenberg sehr erweitert und selbständig in lieferungen herausgegeben. Es erschienen von dieser ausführlichen ausgabe aber nur 5 lieferungen (Göttingen 1794—99). Die folgenden lieferungen, 6—12, (1800 fg.) wurden von einem ungenannten freunde Lichtenberg's besorgt, der jedoch in dessen nachlass gar nichts benutzbares vorfand und daher nur die kurzgefassten erklärungen aus dem kalender zu jedem bilde wieder abdrucken liess und dazu eigene zusätze schrieb. 1850—53 erschien eine neue mit weiteren, fremden beiträgen vermehrte ausgabe.

Ueber dieser arbeit fühlte Lichtenberg inzwischen das alter und sein ende, unter fast beständiger kränklichkeit, immer mehr herannahen.

«Auf dem garten, den 27. april 1796», schreibt er an Dieterich: «Ich verspüre nur zu deutlich, dass die zeit ziemlich schnell heranrückt, wo wir uns zum letzten male sehen werden; ich werde mich wol zuerst entfernen. — Doch das ist genug getrauert für einen so herrlichen tag wie der heutige. Das übrige wollen wir auf einen winterabend, etwa von

1809, versparen, der für uns beide, wie ich glaube, ein ganz sonderbarer winter sein wird.»

Am 24. februar 1799 starb er «an brustbeschwerden», wie das kirchenbuch sagt; während ihn seine wittwe fast ein halbes jahrhundert überlebte, sie starb den 17. september 1848.*)

Sein alter lehrer Kästner hielt ihm in der gesellschaft der wissenschaften eine feierliche gedächtnissrede: «*Elogium Georgii Christophori Lichtenberg in consessu Soc. reg. scientiarum recitavit Abrahamus Gotthelf Kæstner.*»

Lichtenberg liegt auf dem weender kirchhof neben seiner frau und im verein mit Dieterich, Kästner und Bürger begraben. Das grab ist im jahre 1863 mit einem einfachen steinkreuze, worauf nur name, geburts- und todesdatum, ausgezeichnet worden. Sein hundertjähriger geburtstag wurde in Oberramstadt festlich begangen. Die bald darauf erschienene neue ausgabe der «Vermischten Schriften» enthält eine abbildung seines geburtshauses.

---

*) Die beiden ältesten söhne nahmen bedeutende stellen im staatsdienst ein: der eine starb 1845 als königl. hannov. generaldirector der directen steuern, der andere 1860 als steuerdirector und bevollmächtigter des zollvereins in Stettin. Beide hinterliessen zahlreiche söhne und enkel; ein sohn des generaldirectors war cultusminister im vorletzten hannoverischen ministerium, jetzt präsident des consistoriums der provinz Hannover.

Bildnisse Lichtenberg's sind ziemlich zahlreich vorhanden. Eins befindet sich vor dem 49. bande der «Allgemeinen Deutschen Bibliothek». Er übersendete das dazu wahrscheinlich benutzte porträt selbst an Nikolai im jahre 1781: «Das bild von mir ist eine copie, die aber dem originalgemälde so ähnlich ist, dass ich und andere über die genauigkeit und treue erstaunt sind. Nur ist das original (das von dem bekannten Abel ist) etwas flüchtig in einer eignen manier mit wasserfarben und trocken verfertigt und kann ohne glas und rahmen nicht gut verschickt werden, hingegen die copie, die meinem bruder in Gotha gehört, unstreitig feiner und zarter mit blossen wasserfarben von dem darmstädtischen hofmaler Strecker gemalt. Billig müsste darunter stehen: *in doloribus pictus*, denn ich hatte damals zwei böse finger, die mir keine ruhe liessen, und daher rühren die viel zu viel geschlossenen augen. Ich sehe den leuten offener ins gesicht als auf dem gemälde.» Im jahre 1778 hatte er an Nikolai auch sein schattenbild geschickt.

Ein neues bild erschien im «Akademischen Taschenbuch auf 1792». Einen besondern stich gibt es von Schwenterley.

An den kupferstecher Bause in Leipzig schrieb er aber 1795: «Es existiren einige in kupfer gestochene porträts von mir, wovon aber keins viel taugt. Am besten hat mich der gothaische hofmaler Specht in pastell für das dortige observatorium gemalt.»

Wonach und von wem das bildniss vor dem ersten bande der «Vermischten Schriften» (1800) gemacht ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Eine büste von Henschel ist in der göttinger Universitätsbibliothek aufgestellt. Der nach Oesterley's zeichnung derselben angefertigte stich von Lœdel steht vor der neuen ausgabe der «Vermischten Schriften» (1844).

Lichtenberg hatte eine hohe und besonders sehr breite stirn mit bemerkbarer wölbung über den augen. Aus den letztern blickte er durchaus heiter, fast schalkhaft in die welt. «Sein herz ist gut, aber wer hätte die streiche hinter ihm suchen sollen, wenn er zu D. mit seinen büchern am Adler vorbeiging: doch an den augen kann man ihm etwas ansehen» («Character einer mir bekannten person»). Auf der büste sind es mehr die ernsten, strahlenden augen des genies. Zu diesem den denker ankündigenden obergesicht bildete ein ziemlich grosser mund mit auffallend sinnlichen lippen den contrast. Der kopf sass in den schultern, und man merkte dem sehr kleinen manne sofort den buckel an, den er jedoch, namentlich auf dem katheder, möglichst zu verbergen strebte.

Ein facsimile seiner handschrift ist der letzten ausgabe der «Vermischten Schriften» ebenfalls beigegeben worden. Er schrieb ziemlich kleine, unschöne, krüppelige buchstaben, obwol sehr leserlich. Was F. A. Wolff von

Schleiermacher's stil gesagt: «man merke demselben den buckel des autors an», das könnte man auf diese schriftzüge anwenden. Nur seinen namen schrieb Lichtenberg stets mit grossen, schönen lateinischen lettern, das G C und L mit studirter eleganz ineinander verschlungen. Auf den vielen mir vorgelegenen autographen finden sich die vornamen niemals ausgeschrieben.

Die zahlreichen literarhistoriker, welche bisher Lichtenberg's stellung in der deutschen literatur zu bestimmen versuchten, haben, neben manchem richtigen im einzelnen, doch den hauptgesichtspunkt, von dem aus seine literarische bedeutung gewürdigt werden muss, noch gar nicht oder nicht genügend hervorgehoben.

Sie haben völlig zutreffend ausgeführt: Lichtenberg habe zwar die zeitgebrechen, die schwächen seiner zeitgenossen aufs scharfsinnigste herausgefühlt und aufs witzigste gegeiselt, allein über das blosse negiren sei er nie hinausgekommen. Nicht ein grosses, schöpferisches werk sei ihm gelungen.

Ganz in übereinstimmung mit diesem urtheil habe ich seinen bei lebzeiten erschienenen schriften im allgemeinen eine nur temporäre bedeutung zugeschrieben, ja sogar eine beträchtliche anzahl selbständig erschienener werke, wie das «Leben Cook's», des «Kopernikus», den Swift nachgeahmten «Anschlag-

zettel Philadelphia's»*) u. a. nicht einmal erwähnt. Von ihnen gilt das:

«Sie kamen, sie vergingen mit der zeit.»

Allein es ist eben eine grosse «literarische curiosität», dass die bei Lichtenberg's leben erschienenen schriften nur von ephemerer bedeutung, dagegen dem nach dem tode ihres urhebers ans licht getretenen werke die unsterblichkeit zufiel.

Es fanden sich nämlich in seinem nachlass sehr zahlreiche «Gedankenbücher», wie er sie selbst nennt, in die er seit vielen jahren alle seine beobachtungen über sich und andere, alle seine philosophischen reflexionen, einfälle, notizen, excerpte jeder art eingetragen hatte. Namentlich in spätern jahren setzte er neben jede aufzeichnung das datum. Wenige tage sind vorbeigegangen, an denen er nicht etwas aufgeschrieben hätte. Hier legte er alles nieder, was er bei lebzeiten zwar nicht veröffentlichen wollte, was er aber mit der bewussten überlegtheit des genies für die nachwelt bestimmte. So sagt er über den autobiographischen theil dieser aufzeichnungen: «Ich habe schon lange an der geschichte meines geistes sowol als meines elenden körpers geschrieben, und das mit einer aufrichtigkeit, die vielleicht manchem eine art

*) Nach einem witzigen auctionskatalog Swift's entwarf auch Lichtenberg im Taschenkalender von 1798 einen solchen und führte hier das berühmt gewordene «Messer ohne klinge, an welchem der stiel fehlt» auf.

von mitscham erwecken wird; sie soll mit grösserer aufrichtigkeit erzählt werden als vielleicht irgendeiner meiner leser glauben wird. Es ist dieses ein noch ziemlich unbetretener weg zur unsterblichkeit. Nach meinem tode wird es, der bösen welt wegen, erst herauskommen.»

«Ich habe manchen gedanken gehabt, von dem ich überzeugt sein konnte, dass er dem besten unter den menschen gefallen würde», heisst es an einer andern stelle; und mit naiver selbstbewunderung anderswo: «Wenn ich zuweilen in einem meiner alten gedankenbücher einen guten gedanken von mir lese, so wundere ich mich, wie er mir und meinem system so fremd hat werden können, und freue mich nun so darüber wie über einen gedanken eines meiner vorfahren.» Und wiederum: «Von manchem, der nicht die hälfte von mir werth ist und eine blos auswendig gelernte bemerkung meinem ursprünglichen bestreben entgegensetzt, werde ich ausgelacht. Man sollte doch unterscheiden lernen zwischen dem, was ein mann selbst gedacht hat, und dem, was einer abschreibt.»

Der einzige überlebende bruder Lichtenbergs (1812 als legationsrath in Gotha, verstorben) hat sich das verdienst erworben, diesen unschätzbaren nachlass in den ersten beiden bänden von «Georg Christoph Lichtenberg's Vermischte Schriften, nach dessen tode aus den hinterlassenen papieren gesammelt» (Göttingen, Dieterich, 1800—1801)

herausgegeben zu haben. 1801—1806 folgten in sieben bänden die bei lebzeiten des verfassers in druck erschienenen schriften. 1844 fg. gaben die beiden söhne eine «neue vermehrte ausgabe» in acht bänden heraus. Die beiden ersten, den nachlass enthaltenden bände sind jedoch nur unbedeutend vermehrt. Die beiden letzten bände enthalten gegen 400 briefe, unter denen jedoch eigentlich nur die 45 an Dieterich gerichteten von bedeutung sind. Von beiden ausgaben erschienen in Wien nachdrucke.

Es lässt sich leider nicht mehr beurtheilen, wie die herausgeber jenes nachlasses im einzelnen verfahren sind und namentlich was sie nach ihrem eigenen ausdruck «als der öffentlichen bekanntmachung nicht werth» unterdrückt haben. Zu beklagen ist jedenfalls, dass sie die vom verfasser seinen aufzeichnungen beigesetzten daten weggelassen haben. Denn diese würden, namentlich bei den philosophischen aufzeichnungen Lichtenbergs, von grosser wichtigkeit gewesen sein für die beurtheilung seines verhältnisses zu Kant. Allein die originalmanuscriptenbücher scheinen beim druck untergegangen zu sein und so haben wir uns wohl oder übel allein an den nachlass, wie er gedruckt vorliegt, zu halten.

Ein unmittelbarer einblick jedoch in die werkstätte seines denkens ist mir gestattet worden durch die einsicht eines 25 blätter starken quartheftes, welches sich im nachlass des bekannten professor Bouterweck zu

Göttingen vorgefunden und jedenfalls bei herausgabe des gedruckt vorliegenden nachlasses ganz unberücksichtigt geblieben ist. Dies heft trägt auf der ersten seite den titel: «*Industry and Idleness*» und stellt sich also zunächst als ein brouillon zu Lichtenberg's Hogarth-Commentar dar. Dass dies heft unmittelbar vor des autors tode begonnen war, wird durch eine notiz auf der selben titelseite bewiesen: «1798» und «☉ kehrte um den 21. dec. nachmittags 1^h 12», während sich auf der rückseite des titelblattes die bemerkung findet: «Hogarth gebohren 1698 also gerade vor 100 jahren.» Nun wissen wir ausserdem durch die aus dem nachlass edirten Hogartherklärungen, dass Lichtenberg grade über der beschreibung der platten *Industry and Idleness* vom tode überrascht wurde, nämlich bei der sechsten platte an der stelle: «Hogarth hat den halben löwen angegeben, dazu passt am bessten eine halbe erklärung, und so schneide ich die note, so wie er den text, hiermit mitten durch.» Bis hierhin hatte der verfasser sein werk für den druck ins reine geschrieben, als ihm die feder aus der hand fiel. In dem Bouterweckschen nachlassheft finden sich nun die weiteren ungeordneten materialien zu den sechs übrigen platten von *Industry and Idleness*. Allein es sind nicht diese Hogarthbemerkungen, welche das quartheft zu einer kostbaren reliquie machen: nach dem blatt XII folgt eine rubrik mit der überschrift «Miscellanea» und hier sind in der handschrift der unmittelbaren

inspiration, in genialer unordnung, eine lange reihe jener geistreichen «gedanken» niedergeschrieben, welche ewig sind wie die maximen Larochefoucauld's. Ich habe in diesem heft von 1798 eine anzahl von stellen angetroffen, die in seinem gedruckten nachlass bereits mitgetheilt sind und die der autor also zweimal redigirt haben muss. Er verweist in dem hefte auch mehrfach auf das manuscriptenbuch «L.». Was hiermit gemeint ist ergibt sich aus der im gedruckten nachlass befindlichen notiz: «Die kaufleute haben ihr *waste book*; (sudelbuch, glaube ich, im deutschen) darin tragen sie von tag zu tag alles ein, was sie kaufen und verkaufen, alles unter einander ohne ordnung. Aus diesem wird es in das journal eingetragen, wo alles mehr systematisch steht; und endlich kommt es in den *leidger at double extrance*, nach der italienischen art buch zu halten. In diesem wird mit jedem manne besonders abgerechnet. Diess verdient von den gelehrten nachgeahmt zu werden. Erst ein buch, worin ich alles einschreibe, so wie ich es sehe, oder wie es mir meine gedanken eingeben. Alsdann kann dieses wieder in ein anderes getragen werden, wo die materien mehr abgesondert und geordnet sind; und der *leidger* könnte dann die verbindung und die daraus fliessende erläuterung der sachen in einem ordentlichen ausdruck enthalten.» In dem Bouterweck'schen nachlassheft haben wir also eines von Lichtenbergs *waste-books* vor uns. Ich theile den interessantesten inhalt

dieses heftes als eine wichtige ergänzung zu dem gedruckt vorliegenden nachlass hier mit. Eine neue vollständige ausgabe des gesammten nachlasses, nebst einer auswahl des besten bei lebzeiten Lichtenberg's im druck erschienenen, wird sich sicherlich demnächst als ein bedürfniss herausstellen. Dem künftigen herausgeber seien dann die folgenden sentenzen empfohlen:

A. Zu Hogarths Industry and Idleneß.
Blatt I.

Vielleicht hier die Stelle von der Allgemeinheit Pistols zu nützen. (Fielding works IV, p. 187.)

Turn again Whittington. Es werden wenig Menschen seyn, die nicht in ihrem Leben einen solchen Ruf gehört haben, Ut re mi fa sol la selbst. Die Trommeln sprechen: heraus heraus ihr Lumpenhunde. Man kan sich gar an Canonen Alphabet gewöhnen. Keiner unter unsern Lesern wird seyn, der nicht einen solchen Ruf gehört hat — Eulen Ruf. Der einförmige Gesang mancher Vögel. O ich höre öfters bey schlaflosen Nächten der taktmäßigen Ermahnung einer Pendel Uhr zu, die halbe Sekunden schlägt. Mit dem schnelleren Schlag einer Taschen Uhr zugleich gehört wird der Vortrag lebhafter. Ach gerechter Gott wer will wissen aus was für Declinationen und Conjugationen offt unsere Entschlüsse, zumal die wie Eingebungen aussehen, hergeholt sind (Alphabet).

Blatt III.

Man sage was man wolle, wenn Kleider auch nicht Leute machen, so machen sie doch Sitten. Bände machen die Bücher nicht, aber man findet sich behaglich.

Blatt VI.

Wenn das Söhnchen gehenckt wird, so haben die lieben Eltern, vorausgesetzt, daß sie ihn bis zum 6ten Paar Beinkleider haben wachsen sehen, immer einige Fäden zum Strick selbst gesponnen. (dic cur hic).

B. Miscellanea.

Man traut den zweiten Auflagen der Menschen wenig (Editions). Hier die koncaven Blumenblättchen.

Doppelter Louisd'or wiegt noch einmal so viel, glänzt aber nach dem Verhältniß von d^2.

Charakter: durch die Zähne spucken.

Im Dunckeln roth werden.

Jetzt, wo das Genie so allgemein und der Mutterwitz immer seltener wird.

Mit andrer Leute Meinungen handeln. Kein großes Licht aber ein großer Leuchter.

Er schämt sich nicht einmal ex officio.

Es gibt jetzt so mancherlei Principien, aus denen man herleiten will was man sein soll, daß es kein Wunder wäre, wenn es der swinish multitude einmal einfiele: es möge wohl am besten gethan seyn, wenn man bliebe was man ist. Denn wirklich seyn ist doch fürwahr keine Kleinigkeit! zumal im Vergleich mit dem werden wollen.

—

Wie mancher Mensch schleift immer an sich und wird stumpf ehe er scharf wird.

—

Ohne Sägespähne, die beyden Theilen gehören, ist kaum eine Distinction möglich.

—

Wieviel auf Vortrag ankömmt. Caffee aus Weingläsern, Fleisch bei Tisch mit der Scheere geschnitten und Butterbrodt mit Scheermesser (K. 69).

—

Alpen Spitzen näher der Sonne, aber kalt und unfruchtbar. K. 58.

—

Grün die Farbe der Hoffnung nur nicht im Ringe um die Augen.

—

Eine Art Muscheln bey denen der Darm Canal durch das Hertz geht. K. p. 90.

—

Unter allen Canälen, die die Natur für die Subsistenz unsres Wesens angelegt hat, ist wohl der Darm Canal, so wie er der längste ist, der wichtigste. Der Großhandel wird allein durch ihn geführt, das wissen die Hypochondristen, alles Uebrige

ist blos Stapeley. Dieser Canal ist unzähliger Richtungen fähig (alle zu erklären). Ob es Geschöpfe gibt, bey denen der Darm Canal durch den Kopf geht, ist blos wahrscheinlich, aber daß es welche gibt, bey denen der Darm Canal durch das Herz geht weis ich von einer Art Muscheln wenigstens gewiß.

Der Unglaube in einer Sache gründet sich auf den blinden in einer andern. ibid. (take care υπμ).

Fragen aufzusetzen über Alles auch
die gemeinsten Dinge.
Läßt sich nicht Etwas Aenliches
in andern Dingen angeben
Was ist sein Ursprung
Wo wird es enden
Eine drollige Beschreibung davon
Eine Allegorie
Eine Fabel
Vergleichungen
Läßt es sich zu einem phys. versuch nutzen
Was für Gedancken können damit
erläutert werden
Kann es zu einem Gleichniß
gebraucht werden
Zu welcher Classe von Dingen gehört es
Etwas noch nie erhörtes dabey zu
dencken und zu sagen.
Ist das auch wahr?
Etwas zu transferiren (Transferings instrument).

Hierüber eine besondere Abhandlung zu schreiben. (Ich verstehe mich.) Immer dieses wenigstens bey Jeder Sache einmal zu denken.

—

Das grose Loos ist noch nicht gezogen in menschlichen Erfindungen.

—

Dieses sogleich nachzuahmen.

—

Die gantze Classe des Dinges fest zu setzen, und dann auf das Ding zurück zu kommen.

—

Ja nicht mit dem Anfang anzufangen. NB. NB.

—

Remote but kindred objects NB. NB. Alles was nach diesen Regeln erst umständlich ausgeführt ist nachher in wenige Zeilen zu fassen. Ein Hauptumstand.

—

K. p. 140.

Jedem Dinge einen andern Nahmen geben.

—

Wie kann dieses 1000 mal gesagte wieder neu gesagt werden?

Schon aus dem wenigen soeben mitgetheilten könnte man die schriftstellerische eigenthümlichkeit des mannes konstruiren.

Er gehörte wie Larochefoucauld und Pascal, der spanier Grazian und der engländer Sterne zu jenen aphoristischen geistern, männern der intuitiven conception, die nicht die

ausdauer oder die befähigung haben, systematische werke zu schaffen.

Seine kunst bestand darin: kurz und treffend, in schlagworten, witzen oder auch in breiterer ausführung seine gedanken über welt und leben zu fixiren, die welt sich in seinem kopfe spiegeln zu lassen und die kenntniss des menschen über sich selbst um ein bedeutendes zu mehren. Diese vereinzelten sentenzen und maximen aber krystallisirten sich bei ihm von selbst zu einem vollkommenen gedankensystem, und weit entfernt dass er uns nur incohärente fragmente hinterlassen, gab er uns ein in seiner art ebenso vollendetes werk als nur irgendein die probleme des daseins systematisch behandelnder philosoph oder ein romandichter, der an einem anschaulichen grossen beispiel die tiefen des socialen lebens darstellt.

Er stellte sich mit seinen gedankenbüchern an die seite der grossen französischen moralisten.

Montaigne, Pascal, Larochefoucauld, Labruyère, Vauvenargues, Chamfort, sie alle haben auch nichts anderes gethan, als ihre beobachtungen über sich, über das leben, die gesellschaft, die literatur, wie sie ihnen sich von selbst aufdrängten, einfach «zu buch gebracht».*) Ihre werke nehmen jedes seinen

---

*) «*J'ai fait ce que j'ai voulu: tout le monde me reconnait dans mon livre et mon livre en moi.*» Montaigne.

grossen platz in der französischen nationallitteratur ein, sie erscheinen in immer neuen, sorgfältigen ausgaben und sind lieblingsbücher in der ganzen literarisch gebildeten welt.

Lichtenberg ist diesen eminenten männern nicht nur durchaus congenial, sondern er hat vor den Franzosen noch ein unendliches voraus. Das ist die philosophische tiefe des deutschen geistes, die ihm wie wenigen zutheil geworden.

Im anfange seines philosophischen nachdenkens wandelte er ganz in den fusstapfen Spinoza's. In einem frühen aphorisma heisst es:

«Wenn nur der scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein gott, wie verlangt mich nach dem augenblick, wo die zeit für mich aufhören wird zeit zu sein; wo mich der schooss des mütterlichen Alles und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals schlief als der Hainberg angespült wurde, als Epikur, Cäsar, Lucrez lebten und schrieben, und Spinoza den grössten gedanken dachte, der noch in eines menschen kopf gekommen ist.»

In einem briefe vom 3. juli 1786 erläutert er, schon mit kenntniss der Kantischen philosophie diesen «grossen gedanken», nämlich die in der «Ethik» demonstrirte identificirung von denken und ausdehnung:

«Sowie unsere kenntniss der körperwelt zunimmt, so verengert sich die grenze des geisterreichs. Gespenster, Dryaden, Najaden, Jupiter mit dem bart über den wolken u. s. w. sind

nun fort. Das einzige gespenst,*) das wir noch erkennen, ist das was in unserm körper spukt und wirkungen verrichtet, die wir eben durch ein gespenst erklären, sowie der bauer das poltern in seiner kammer; weil der hier, so wie wir dort, die ursache nicht erkennt. Träge materie ist ein blosses menschliches geschöpf und etwa blos ein abstrakter begriff; wir eignen nämlich den kräften eine träge basis zu und nennen sie materie, da wir doch offenbar von materie nichts kennen als eben diese kräfte. Die träge basis ist blos hirngespinst. Daher rührt das infame zwei in der welt: leib und seele, gott und welt. Das ist eben nicht nöthig. Alles was ist, das ist eins und weiter nichts. Ἓν καὶ πᾶν, *Unum et omne.*»

Seit die «Kritik der reinen Vernunft» erschienen war, finden wir ihn ausschliesslich mit Kantischer spekulation beschäftigt. Noch 4 tage vor seinem tode schrieb er an einen verwandten:

«Kant ist gewiss ein grosser und, was wol ebenso viel werth ist, ein wohlmeinender und rechtschaffener mann. Seine «Kritik der reinen Vernunft» ist das werk eines dreissigjährigen studiums. Er hat lange über philosophische systeme vorlesungen gehalten, dadurch sind ihm eine menge von dingen ge-

---

*) Hierher gehört auch der berühmt gewordene satz Lichtenberg's: «Unsere welt wird noch so fein werden, dass es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage gespenster.»

läufig geworden, die es unzähligen menschen, selbst von geist, nicht sind, wenigstens nicht zu dem grade. Daher spricht er oft undeutlich ehe man mit ihm bekannt wird. Man hat bisher geglaubt, wir seien das werk der dinge ausser uns, von denen wir denn doch nichts wussten und wissen konnten als was unser Ich uns angab. Wie also, wenn es gerade die natur unseres wesens wäre was diese welt eigentlich macht?»

Und seine diese grösste erscheinung des achtzehnten jahrhunderts betreffenden, fast 20 jahre lang erwogenen gedanken sind so klar und tief und denken den Kant'schen idealismus in solcher weise weiter, dass man Lichtenberg nicht einen blossen schüler des königsberger professors nennen kann. Er war ein ihm durchaus ebenbürtiger, wenn auch ganz andersartiger, vor allem nicht so eminent systematischer denker. An kühnheit und klarheit in dieser seiner weltbetrachtung vom höchsten standpunkte aus übertrifft er Kant sogar, an methodisch wissenschaftlicher durchführung ist jener grösser.

Durch seine künstlerische meisterschaft in behandlung der sprache ist Lichtenberg zudem, wie schon in der «Einleitung» hervorgehoben, zum nationalschriftsteller geworden, ein ruhm der Kant versagt bleiben muss.

Wenn wir in jenen im eminenten sinne philosophischen reflexionen Lichtenberg's die reine theorie des daseins überhaupt erblicken, so hat er uns in dem sozusagen angewandten

theile seines gedankensystems einen schatz von speciellen beobachtungen über den menschen, voll staunenswerther detailkenntniss des herzens, hinterlassen. Diese bemerkungen, kürzern oder längern aufsätze sind theils im ernsten stil des naturforschers geschrieben, theils von Sterne'schen humor angehaucht; oft glänzen sie durch den in Deutschland so seltenen französischen esprit, den zündenden witz des unnachahmlichen Voltaire. Lichtenberg war hierin der vorgänger Heinrich Heine's, dessen erste prosaische schriften auch vielfach gar sehr an die schreibweise des ironikers von Göttingen erinnern. (Man vergleiche z. b. Lichtenberg's humoreske: «Dass du auf dem Blocksberge wärst» [1799] und Heine's «Harzreise» [1824]).

Als dritter haupttheil seiner cogitata sind sodann seine urtheile über andere autoren, über bücher und schriftstellerei überhaupt von bleibendem werth und um so bedeutsamer als sie von einem manne herrühren, der mit recht von sich sagen konnte: «Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, dass weiss ich, viel mehr als ich gelesen habe.»

Die deutsche literatur hat seit Lichtenberg's tode eine anzahl ähnlicher fragmentisten aufzuweisen: Goethe, Klinger, Friedr. Schlegel, Novalis, Jean Paul, Arthur Schopenhauer.

Schlegel und Novalis hatten ein weit tieferes gefühl für das wahrhaft poetische als

Lichtenberg; Goethe als dichter ersten ranges und in seiner höhern socialen stellung hat eine breitere welt- und lebenskenntniss und nahm erscheinungen in den kreis seiner reflexionen auf, die der zu früh verstorbene, kleine, bucklige professor von Göttingen noch nicht einmal ahnen konnte; auch Jean Paul war ein phantasievollerer denker als der oft nüchterne und trockene physiker und Kantianer. Aber Lichtenberg wird doch neben jenen seinen eigenthümlichen rang behaupten, eine zierde der deutschen literatur, um die uns das ausland nicht beneidet, weil sein ruhm noch nicht einmal in Deutschland seinem verdienst entspricht, über den Rhein, den Canal und die Alpen aber noch nicht gedrungen ist. Er ist unser Larochefoucauld: man kann kein schöneres lob über ihn aussprechen; denn Goethe's lob: «wo Lichtenberg einen witz macht, da ist ein problem verborgen» kann nicht als erschöpfend gelten. Weit höher als Lichtenberg's witze stehen seine ernsten, die höchsten probleme der philosophie und des lebens beleuchtenden bemerkungen. Der «witzige» schriftsteller, als welcher er bisher allein gegolten, wird unendlich in schatten gestellt durch den tiefsinnigen, unerschrockenen selbst- und menschenbeobachter, den weltdenker vom erhabensten standpunkte aus. Er steht in der mitte zwischen Kant und Arthur Schopenhauer, von ihnen bei ihren lebzeiten bewundert,*) für

---

*) Ueber «Kant und Lichtenberg» siehe Dr. Min-

die nachwelt zu einem schönen dreigestirn mit beiden für immer vereinigt.

---

den's bericht über Kants handexemplar des II. bandes der «Vermischten Schriften», das er mit sehr zahlreichen randglossen des beifalls versehen hatte. (Altpreussische Monatsschrift, Vol. VIII, Heft 4. (1871). Schopenhauer über Lichtenberg cf. Wille in der Natur p. XVII (2. aufl.); Ethik p. 140 (2. aufl.); Parerga II, p. 21 (3. aufl.); Nachlass p. 462; u. s. w.





J. G. HERDER.

Nachdem die erste blütezeit der deutschen dichtung gegen den ausgang des 13. jahrhunderts mit der höfischen dorfpoesie des Neithart von Reuenthal und des Tanhusaere (beide am hofe des 1246 gestorbenen Friedrich des Streitbaren von Oesterreich) abgestorben war; nachdem dann die im 14., 15. und 16. jahrhundert so reichlich und köstlich strömende quelle des volksliedes *) versiegt war, und die unerquickliche gelehrtenpoesie des die neulateinischen poeten nachahmenden Opitz **) das 17. jahrhundert

*) Was den gleichzeitigen als gewerbe betriebenen meistergesang anlangt, so sagt Koberstein (p. 336 der 5. aufl. ed. Karl Bartsch) von seinem vornehmsten vertreter mit recht: «Hans Sachs, der 1514 in München sein erstes meisterlied sang, zeigt alle poetische armuth, alle mängel und unformen der schule.»

**) «Mir wiegt Ein lied Walthers, ja Eine strophe wie die

Ô wê war sint verswunden alle miniu jar

einen ganzen band von Opitz und Flemming auf» ruft Jakob Grimm 1822 in der vorrede zu seiner deutschen grammatik aus.

beherrschte: erstand gegen das ende des dreissigjährigen krieges der erste dichter, der, zwar dem Cervantes und dem spanischen schelmenromane folgend, doch eine deutsche dichtung, einen roman von unvergänglicher schönheit schuf: Christoph von Grimmelshausen. Aber er sang mit dem «Simplicissimus» das schwanenlied der dichtung. Seit dem westfälischen frieden erlosch in dem verwüsteten und an den gliedern seines leibes verstümmelten vaterlande mit dem politischen auch alles literarische leben. Wie viele namen auch das ende des 17. und anfang und mitte des 18. jahrhunderts in den literaturgeschichten bezeichnen: einen dichter der eine stellung in der weltliteratur beanspruchen könnte, finden wir nicht darunter.

Der schlesier Günther*) hatte einige rührende naturlaute gefunden, aber nur wie ein meteor, kurze zeit leuchtend, erschien er am horizont jener klassischen, französirten, alexandrinischen anti-nationalliteratur. Liscow schrieb zuerst eine vortreffliche prosa,**) allein es fehlte ein bedeutender inhalt.

Mit dem staatlichen aufblühen Preussens unter Friedrich dem Grossen hebt naturgemäss auch eine neue epoche der deutschen literatur an. Wie sehr die begründer derselben dies

---

*) «Gedichte» erste ausgabe 1723, nach seinem kurz zuvor, im alter von 26 jahren erfolgten tode.

**) Vollständige sammlung, von ihm selbst edirt, 1739.

selbst empfanden, zeigt Goethe, der in «Wahrheit und Dichtung» sagt: «Der erste wahre und höhere eigentliche lebensgehalt kam durch Friedrich den Grossen und die thaten des siebenjährigen krieges in die deutsche poesie. Jede nationaldichtung muss schaal sein, die nicht auf den ereignissen der völker ruht.» Nur hätte er nicht Gleim und Ramlers politische reimereien, sowie den als dichter so unglaublich überschätzten Lessing, der sich selbst bekanntlich weit richtiger taxirte, als beweis des neuen anführen sollen. Die sache ist vielmehr die, wie es ein anderer angehöriger jener neuen aera, der geniale Wilhelm Heinse, in einem briefe vom 24. januar 1779 ausdrückt: «Unser grosser könig müsse von tage zu tage stärker und jünger werden und sein lorbeer ihm immer freudiger um die schläfe grünen!.. dies bleibt immer die lebensluft, ohne welche bei allem nichts gedeihen kann.»

Nicht von Lessing, nicht von Klopstock, noch weniger von Wieland ist diese neue epoche zu datiren: sie datirt von Johann Gottfried Herder.

Herder wurde als der sohn eines tuchmachers, später glöckners und elementarlehrers zu Mohrungen in Ostpreussen, den 25. august 1744 geboren. Er empfing seine erste bildung in Königsberg, wo er Kants vorlesungen besuchte und dessen persönlichen umgang genoss, sowie den des wunderlichen Hamann. Vermuthlich durch Kant wurde er mit den schriften J. J. Rousseaus

bekannt: wie denn die biographen Kants berichten, dass in dem studirzimmer des königsberger weisen das portrait des philosophen von Genf als einziger zimmerschmuck am ehrenplatz aufgehängt war. Ein gleichzeitiges gedicht des jungen Herder schliesst: «Mich selbst will ich suchen, dass ich mich endlich finde und dann mich nie verliere: komm, sei mein führer, Rousseau!» («Lebensbild Herders» I., i. p. 252). Er folgte Rousseau, aber nicht auch auf dessen irrwegen. Sich und die welt studirte er, und nicht nur in der heimat, sondern auch auf reisen, im London Shakespeares und Sternes, in dem mutterlande Ossians und in Paris, der stadt Voltaires, Rousseaus und Diderots. Degerando, der französische geschichtsschreiber der philosophie (übersetzt von Tennemann 1806), sagte daher von Herder: er habe den menschen studirt auf dem theater der gesellschaft. Dieser freie weltblick, sowie das zurückgehen auf die ächte, vom conventionellen nicht getrübte natur, auf das nationalcharakteristische im leben der völker und in der literatur zeichnet denn Herders erste schriften aus. Es waltet in ihnen etwas ganz neues, ursprüngliches, schöpferisches. Sie sind wie eine offenbarung. Ohne seinen namen gab er im jahre 1767 ein buch heraus «Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen die neueste Literatur betreffend!» o. o. 1767 (180 seiten). Gleich auf

dem zweiten blatte des inhaltsverzeichnisses lesen wir: «Alles aus dem geist des zeitalters betrachtet» und in der ausführung dazu: «Homer, Aeschylus, Sophokles, hätten sie ihre werke in unsrer sprache, bei unsern sitten schreiben können? niemals! — Sowenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen stücken für uns sei, was jener für die Griechen war. So sehr verzweifle ich also an übersetzung der ältesten griechischen dichter.» Und so zürnt er denn: «Wann wird unser publikum aufhören, dieses dreiköpfige apokalyptische thier: schlecht griechisch, französisch und britisch auf einmal zu sein? Wann wird man den platz einnehmen, den unsere nation verdient, prosa des guten gesunden verstandes und philosophische poesie zu schreiben?» — Hieran schlossen sich die wichtigsten ausführungen über die deutsche sprache. Wolf und andere «philosophen» hatten eine ungeschichtliche sprachverbesserung vorgeschlagen, alles auf ganz deutliche, abstracte begriffe reduciren, alle «uneigentlichen ausdrücke» und überflüssigen synonyma einfach verbannen, kurz die sprache ihres eigentlichen geistes, ihres sinnlich-anschaulichen elements entkleiden und eine abstracte vernunftsprache daraus machen wollen. «In einer sinnlichen sprache», sagt Herder, «müssen uneigentliche wörter, synonymen, inversionen, idiotismen sein. Die idiotismen sind schönheiten, die uns kein nachbar durch übersetzung rauben

kann: schönheiten, in das genie der sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennt: reize, die durch die sprache, wie der busen der Phryne durch einen seidnen nebel, durchschimmern. — Warum haben Shakespeare, Hudibras, Swift und Fielding sich so sehr das gefühl ihrer nation zu eigen gemacht? Weil sie die fundgrube ihrer sprache durchforschten und ihren humor mit idiotismen gepaart haben. — Keine partei hat auch in diesem stücke dem wahren genie der deutschen sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer... Man machte sowohl die inversionen als idiotismen der Schweizer lächerlich statt sie zu prüfen. Die sprache der letzteren ist aber der alten deutschen einfalt treuer geblieben... Hätte der patriarchalische Bodmer auch kein andres verdienst — wie hoch hat man Ramlern und Lessingen ihren Logau angerechnet — und aus der alten schwäbischen poesie ist doch in der sprache weit mehr zu lernen als aus Logau.» Die «Zwote Sammlung von Fragmenten» o. o. 1767 (380 seiten) handelt von der mythologie. «Es wäre ein angenehmer und nützlicher versuch diese nationalvorurtheile vieler völker zu sammeln, zu vergleichen und zu erklären. Für die dichter sind dieses nationalvortheile... Würde man sorgsam sein, sich nach alten nationalliedern zu erkundigen, so würde man nicht blos tief in die poetische denkart der vorfahren dringen, sondern auch stücke bekommen, die den oft so vortrefflichen *ballads* der Briten,

den *Chansons* der Troubadore, den romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliurds der alten Skalden beikämen.» Die «dritte Sammlung» erschien Riga, bei Hartknoch 1767. Sie handelt zunächst vortrefflich von der verderblichen einwirkung des Lateinischen auf unsre sprache und giebt übrigens vergleichungen römischer dichter mit ihren deutschen nachahmern, wie in dem vorigen fragment eine solche mit den Griechen angestellt war: beides jetzt ohne interesse.

Auf der so angetretenen entdeckungsreise nach grund und wesen der dichtung that er schon zwei jahre später einen wichtigen schritt weiter. Wieder anonym, obwohl durch das erste buch schon in ganz Deutschland bekannt geworden, gab er heraus: «Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Massgabe neuerer Schriften. Erstes Wäldchen. Herrn Lessings Laokoon gewidmet.» o. o. 1769 (278 seiten).

Hier widerlegte er die eben erschienene Lessing'sche schrift als das hervorragendste muster der bisherigen, schulmässigen, aristotelisirenden, unhistorischen kritik so gründlich, dass von dem scheinbar scharfsinnigen gebäude dieses gelehrten und vortrefflich schreibenden philologen auch kein stein auf dem andern blieb.

Lessing hatte gesagt: die bildende kunst drücke nichts aus was sich nur transitorisch denken liesse, weil eine transitorische erschei-

nung durch die verlängerung der kunst widernatürlich werde, bei einem lachend dargestellten La Mettrie das lachen bei wiederholter erblickung zuletzt grinsen werde. «Mit diesem grundsatz, ruft Herder (p. 111 der vor mir liegenden originalausgabe), «wird die kunst todt und entseelt gemacht: sie verliert alle seele ihres ausdrucks. Alle sinnlichen freuden sind blos für den ersten anblick, und für ihn allein sind auch die erscheinungen der schönen kunst».

Lessing hatte gesagt: die bildende kunst stelle das nebeneinander, das coexistente, körper; die poesie das aufeinanderfolgende, die succession, folglich handlungen und nur diese dar. Die natürlichen mittel der ersteren seien figuren und farben im raume, der letzteren artikulirte töne in der zeit. Herder rief aus: «Der grund ist wankend, wie wird das gebäude sein! Ehe wir dieses sehen, lasst uns jenen erst auf eine andere art sichern!» (p. 200.) Er unterschied zwischen ἔργον und ἐνέργεια, die bildenden künste lieferten werke, die während der arbeit noch nichts, nach der vollendung alles sind; die dichtung wirke durch die energie schon in jedem einzelnen verse und nur hierdurch als ganzes. «Die poesie wirkt durch kraft. Durch kraft, die einmal den worten beiwohnt, durch kraft, die zwar durch das ohr geht, aber unmittelbar auf die seele wirkt. Kraft, die dem innern der worte anklebt, die zauberkraft, die auf meine seele durch die phantasie und erinnerung wirkt: sie ist das

wesen der poesie, nicht aber liegt es in der folge der töne*) und worte.»

Ferner: «Ich leugne es, dass gegenstände, die auf einander folgen, deswegen handlungen heissen (erst durch hinzukommende kraft wird handlung) und ebenso leugne ich es, dass, weil die dichtkunst successionen liefere, sie deswegen handlungen zum gegenstande habe. Wenn mich die praxis Homers auf die bemerkung führt: Homer schildert nichts als fortschreitende handlungen, so darf ich nicht den hauptsatz darauf schlagen: die poesie schildert nichts als fortschreitende handlungen. Homer ist nicht der einzige dichter: es gab

---

*) Durch die folge der töne, setze ich hinzu, wirkt die musik: sie ist wesentlich eine nicht intellektuelle kunst, eine kunst der natur, der materie: die poesie ist eine kunst des geistes für den geist, das komplement der philosophie, nur die philosophie in anschauung übersetzt. Auch der vogel singt und spricht durch die folge der töne seine empfindung aus wie das höchste musikalische kunstwerk. Die musik giebt eine weltempfindung, die oper ist «das liebende weib» nach Richard Wagners definition; die poesie, das drama giebt eine weltanschauung. So sprach Herder oben von einer «philosophischen poesie» und sagt anderswo: «Wenn wir von einem neuen dichter hören, so erwarten wir zuerst und vor allem einen laut der allgemeinen stimme, des wunsches und strebens der nationen, den nachklang des mächtigen zeitgeistes.» Einer weltanschauung im höchsten sinne ist freilich erst das 19. jahrhundert fähig, seitdem Kant, Schopenhauer und die naturforschung auf der einen seite, Hegel und Buckle auf der andern eine völlige revolution im weltgeschichtlichen denken bewirkt haben.

bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindar, Aeschylus u. s. w. Jede gedichtart hat ihr eigenes ideal, eine ein höheres, schwereres, grösseres als eine andere; jede aber ihr eigenes. Aus einer muss ich nicht auf die andere, oder gar auf die ganze dichtkunst gesetze bringen.»

«Ich leugne herrn L. viel und in seinem grunde Alles.»

Und so verkündet er denn am schlusse dieses ersten bandes (p. 277) siegreich: «Ich habe jetzt in der materie, die Laokoon abhandelt, den grund gesichert; die folge wird zeigen, was sich darüber aufführen lasse.»

Er zeigte dies bald und zwar in den «Blättern von deutscher Art und Kunst» (Hamburg 1773), welche mit seiner abhandlung «Ueber Ossian und die Lieder alter Völker. Ein Auszug aus Briefen» (p. 1—10) anheben und (p. 71—118) den aufsatz «Shakespeare» enthalten, welch letzterer schon 1771 geschrieben war (vgl. Aus Herders Nachlass III, p. 81). Ich nehme gleich die «Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst» (im «Deutschen Museum» 1777) hinzu.

Lessing hatte an Shakespeare die selben regeln angelegt wie an Sophokles, Corneille und Voltaire. Herder sprach das grosse wort aus: «In Griechenland entstand das drama, wie es im Norden nicht entstehen konnte. In Griechenland wars, was es im Norden nicht sein kann. Im Norden ists also nicht und darf nicht sein, was es in Griechenland gewesen. Also Sophokles drama und Shakespeares drama

sind zwei dinge, die in gewissem betracht kaum den namen gemein haben. O wenn Aristoteles wieder auflebte und den falschen, widersinnigen gebrauch seiner regeln bei dramas ganz anderer art sähe!» Indem Herder das griechische drama ein allegorisch-mythologisch halb episches gemälde nannte, ein dramatisches bild mitten im chor, dessen feierliche handlung, von grösster simplicität, im tempel, palast, gleichsam auf einem markt des vaterlandes vor sich ging: so wies er damit das plastische, das objektive der alten kunst nach, deren träger der religiöse mythus war. Indem er von Shakespeare sagte: «die ganze welt ist zu diesem grossen geiste allein körper, alle auftritte der natur an diesem körper glieder, wie alle charaktere und denkarten zu diesem geiste züge»: so zeigte er den individuellen geist, das subjektive als das prinzip der neuen kunst auf. Der antiken kunst war die schönheit gesetz, uns, die wir nach Christi geburt leben, das weltbedeutsam-charakteristische, aus dem eine weltanschauung*) re-

---

*) Dass die ersten regungen dieses modernen kunstgeistes sich schon im Dante entfalten, auch darauf machte Herder (1778 in seiner preisschrift «Ueber die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten») aufmerksam: «Die italienische poesie war's, die sich zuerst formte. Im grossen Dante kämpfen noch all seine leidenschaften; sein gedicht ist umfang seines herzens, seiner seele, seiner wissenschaft, seines besondern und öffentlichen lebens .... es umfasst die blüte aller mysterien und

sultirt. Als träger des englischen, wie auch des spanischen dramas hat Herrig die novelle und die novellistisch aufgefasste geschichte nachgewiesen. (Vgl. p. 10). Auf der basis der von der seite des interessanten geschehens aufgefassten geschichte hat nun Shakespeare, wie O. Ludwig bemerkt, die leidenschaftentragödie in allen ihren gattungen völlig erschöpft. Eine originale nachfolge ist demnach nicht möglich und Herder'n täuscht seine freundschaft für Goethe, wenn er den Shakespeare-aufsatz mit dem hinweis auf die gegenwart schliesst: «Glücklich, dass ich noch im ablauf der zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein freund, der du dich bei diesem lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süssen und deiner würdigen traum haben kannst, sein denkmal aus unsern ritterzeiten in unsrer sprache, unserm so weit abgearteten vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den traum und dein edles wirken. Lass nicht nach, bis der kranz dort oben hange!» *).

---

moralitäten, himmel und erde.» Hiemit ist zu vgl. Burckhardt, Cultur der Renaissance 1. aufl. pp. 131 f. 305 f. 309.

*) 1774 erschien *Love's labour lost*, übersetzt von Reinhold Lenz, eingeleitet durch «Anmerkungen übers Theater», welchen die notiz vorangestellt war: «Diese schrift ward zwei jahr vor erscheinung der Deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer gesellschaft guter freunde vorgelesen.» Lenz entwickelte:

Diese ganz neue ansicht von dem nationalen und subjektiv-künstlerischen in Shakespeare's dramen, von denen er jedem einzelnen wieder ein besonderes «individuelle, einen lokalgeist» zuschrieb, führt der zweite erwähnte aufsatz auch für die lyrik durch: «Je wilder, d. i. je lebendiger, je freiwirkender ein volk ist (mehr heisst dies wort nicht!), desto wilder, d. i. desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder müssen auch seine lieder sein. — Vom lyrischen, vom lebendigen und gleichsam tanzmässigen des gesanges, von lebendiger gegenwart der bilder, vom zusammenhange und gleichsam nothdrange des inhalts der empfindungen, vom gange der melodie, und von hundert andern sachen, die zur lebendigen welt, zum spruch und nationalliede gehören — davon und davon allein hängt das wesen, der zweck, die ganze wunderthätige kraft ab, die diese lieder haben. — Das sind die pfeile dieses

---

die griechische tragödie hätte es allein auf die handlung abgesehen, Shakespeare auf den charakter. «Wir müssen von einem andern punkt ausgehen, als Aristoteles, von unserem volksgeschmack. Und da finde ich, dass er beim trauerspiel immer drauf losstürmt: Das ist ein Kerl! Das sind Kerls!» Vgl. Gruppe, R. Lenz, Berlin 1861. p. 259. Dass Lenz, als ihm benachbarter und mit ihm aufgewachsener Liefländer, ganz unter Herders einfluss stand, ist gewiss. Herders superiorität erkannte er auch sonst willig an; wie er denn von Strassburg aus 1776 an Herder in Weimar sein stück «Die Soldaten» mit den worten schickte: «Hier, Hierophant! in Deinen heiligen händen das stück.» Herder besorgte den druck.

wilden Apollo, womit er herzen durchbohrt und woran er seelen und gedächtnisse heftet. — Alle gesänge solcher wilden völker weben um daseiende gegenstände, handlungen, begebenheiten, um eine lebendige welt. — Ich weiss, dass auch wir Deutschen solche gedichte haben. In mehr als einer provinz sind mir volkslieder, provinziallieder, bauerlieder bekannt, die an lebhaftigkeit und rhythmus, naivetät und stärke der sprache vielen der andern nichts nachgeben würden; nur wer ist, der sich um sie bekümmere? sich um die lieder des volks bekümmere, auf strassen, gassen und fischmärkten? um ungelehrten gesang des landvolks? um lieder, die oft nicht skandirt und oft schlecht gereimt sind — wer wollte sie sammeln? — wer für unsre kritiker, die ja so gut silben zählen und skandiren können, drucken lassen? — Lass die Franzosen ihre alten chansons sammeln! Lass Engländer ihre alten *songs*, balladen und romanzen in prächtigen bänden herausgeben! — Unsre neuen dichter sind ja schöner — wir haben ja metaphysik und dogmatiken und akten — und träumen ruhig hin.» Und noch treffender in der späteren abhandlung: «Aus älteren zeiten haben wir durchaus keine lebende dichterei, auf der unsere neuere dichtkunst, wie sprosse auf dem stamm der nation gewachsen wäre; dahingegen andere nationen mit den jahrhunderten fortgegangen sind und sich auf eigenem grunde, aus nationalprodukten, auf dem glauben und geschmack des volks, aus resten alter

zeiten gebildet haben. Dadurch ist ihre dichtkunst und sprache national geworden. Wir armen Deutschen sind von jeher bestimmt gewesen, nie unser zu bleiben: immer die gesetzgeber und diener fremder nationen, ihre schicksalsentscheider und ihre verkauften, ausgesognen sklaven, und so musste freilich, wie alles, auch der deutsche gesang werden —

> Ein Bangeschrei! ein Widerhall
> Vom Schilfe Jordans und der Tiber
> Und Thems' und Seine. —

Hohe, edle sprache! grosses, starkes volk! Es gab ganz Europa sitten, gesetze, erfindungen, regenten und nimmt von ganz Europa regentschaft an. Wer hats werth gehalten, seine materialien zu nutzen, sich in ihnen zu bilden, wie wir sind? Bei uns wächst alles *a priori*, unsre dichtkunst und klassische bildung ist vom himmel geregnet. — Unsre klassische literatur ist paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz flug, ganz höhe und — ohne fuss auf die deutsche erde. — Grosses reich, reich von zehn völkern, Deutschland! du hast keinen Shakespeare, hast du auch keine gesänge deiner vorfahren, deren du dich rühmen könntest? Schweizer, Schwaben, Franken, Baiern, Westfäler, Sachsen, Wenden, Preussen — ihr habt allesammt nichts? Die stimme eurer väter ist verklungen und schweigt im staube? Volk von tapfrer sitte, von edler tugend und sprache, du hast keine abdrücke

deiner seele die zeiten hinunter? Kein zweifel! Sie sind gewesen, sie sind vielleicht noch da. — Nur wir müssen hand anlegen, aufnehmen, suchen, ehe wir alle klassisch gebildet dastehen, französische lieder singen wie französische menuets tanzen oder gar allesammt hexameter und horazische oden schreiben.»

Und so gab denn Herder im jahre 1778 wirklich den ersten band seiner «Gesänge der Völker» heraus, in der vorrede die summe aller soeben analysirten aufsätze in der definition der volkspoesie ziehend: «Sie lebt im ohre des volkes, auf den lippen und der harfe lebendiger sänger; sie sang geschichte, begebenheit, geheimniss, wunder und zeichen: sie war die blume der eigenheit eines volks, seiner sprache und seines landes, seiner geschäfte und vorurtheile, seiner leidenschaften und anmassungen, seiner musik und seele.»

Und er, der die beschwörungsformel über die entschlafene deutsche dichtung gesprochen, erlebte auch die freude ihrer auferstehung. Er fand die schüler, die seine lehren ins leben setzten, «die that zu seinen gedanken»: Goethe, Bürger und Lenz. Ich nenne hier nur die ersten, welche zugleich wirklich persönlich durch Herder angeregt wurden. Goethe bekannte in «Wahrheit und Dichtung»: «Ich wurde [durch Herder] mit der poesie von einer ganz anderen seite, in einem ganz anderen sinne bekannt als bisher.» Auch

Bürger wird wohl Herders bekanntschaft, der im herbst 1770 und februar 1772 in Göttingen die bibliothek benutzte, gemacht haben. (Vgl. übrigens unten p. 128). Dass ein solcher einfluss nicht möglich gewesen, wenn dem lehrmeister nicht die schöpferische kongenialität entgegengekommen wäre, versteht sich von selbst. Ueberhaupt sprach Herder natürlich nur aus, was im schoosse der zeit längst reif geworden und was allen bedeutenden geistern gleichsam auf der zunge lag. Durchaus ist hier auch der freilich sehr selbständige, von Wieland, dem er erst anhing, bald nicht mehr verstandene und desavouirte Wilhelm Heinse zu nennen, der den bedeutendsten einfluss auf die bildende kunst in Deutschland ausübte, durch seine ausgezeichneten, noch heute unübertroffenen briefe über die Düsseldorfer gallerie, seine berichte aus Italien und seine künstlerromane.

Später suchten die romantiker Herders initiativen durchzusetzen, wenn sie die nationale sehnsucht nach einer epoche der dichtung, der ersten herrlichen des mittelalters ähnlich, auch nicht befriedigen konnten. — Wie in Deutschland vollzog sich, wenn auch viel später, bei den Franzosen die rückkehr zu dem ersten blütenalter ihrer literatur, zum 15. und 16. jahrhundert, zu Villon, zu dem autor der Farce von Pathelin, den *C nouv. nouvelles* und *XV joies* (Antoine de la Sale), zu Rabelais und Regnier: hier fand man nun den ächten alten franzö-

sischen nationalgeist (*esprit gaulois*), konkretesten individuellen realismus, moderne subjektivität. Da wehte eine andere luft als in der klassisch eleganten hofpoesie des *siècle Louis XIV* (wozu ich den grossen Molière natürlich nicht rechne). Und deutsche anregungen trugen dazu bei, England wieder zu Chaucer und Shakespeare zurückzuführen.

Wie endlich die wissenschaft der deutschen philologie durch Herder geschaffen wurde, so waren seine «Ideen zur Geschichte der Menschheit» die vorläufer von Hegel's «Philosophie der Geschichte».

Auf das jahr 1773 zurückzukommen, so erschien in demselben der «Götz von Berlichingen», auf den Herder oben so rührend hindeutet, und den Goethe wenige jahre später durch unser grösstes nationales gedicht, den unsterblichen «Faust», so weit übertreffen sollte; im selben jahre Bürger's «Lenore»; um die selbe zeit die so wunderbar tiefen, mit allem reiz des selbsterlebten ausgestatteten lieder des unglücklichen freundes von Goethe und Herder, Reinhold Lenz, sowie sein erstes, aus der unmittelbaren gegenwart gegriffenes drama «Der Hofmeister».

Es ist belehrend zu sehen, wie sich die vertreter des *ancien régime* in der deutschen literatur dieser ganz neuen poesie gegenüber benahmen.

Lessing zeigte durch sein bekanntes wegwerfendes urtheil über «Werther's Leiden», dass er von der poesie des einzigen deutschen ro-

mans, der neben dem Simplicissimus genannt zu werden verdient, lediglich nichts verstanden hatte. Ueber den Götz hat er sich meines wissens nie öffentlich vernehmen lassen, eben so wenig wie über Bürger — ein beredtes schweigen.

Wie Wieland die deutsche ballade aufnahm, das berichtet die interessante einleitung von Johannes Falk zu der 1825 erschienenen neuen ausgabe von Herder's volksliedern. «Die grazien», sagte Wieland zu Falk, «hatten von jeher einen so engen kreis um mich gezogen, dass ich nicht heraus konnte. Viele kecke worte, z. b. kurrig und dgl., welcher sich späterhin Goethe und Bürger mit erfolg bedienten, sind wohl auch in meinem kopf und in meiner feder gewesen: aber ich hätte um alles in der welt sie nicht wollen herausfallen lassen. Wie heute noch erinnere ich mich, als die Lenore von Bürger erschien und ich mehrmals von damen befragt wurde: ob ich denn das wundervolle gedicht von «Graut Liebchen» noch nicht gelesen hätte? dass ich mich ordentlich mit einer art von ekel und widerwillen davon abwandte, weil ich «Krautliebchen» verstand und irgend wieder eine neue naivetät, im beliebten bänkelsängerstyl, erwartete.»

Gleich der Wieland'schen gallomanie war auch das Klopstock'sche odenwesen hier durch die that ein für allemal überwunden. Herder hatte zwar dem Klopstock wegen seiner edlen patriotischen gesinnung, seines strebens die

dichtung mit nationalem gehalt zu erfüllen, ein immerhin jedoch nur relativ gemeintes lob zu theil werden lassen, andrerseits hatte er aber doch nicht unterlassen können, in seiner recension der odensammlung von 1771 im ersten buch manche stücke für blosse tiraden der phantasie zu erklären und im dritten buch sehr kunstvolle abhandlungen sehr unodenmässiger gegenstände zu finden. Auch die andern gleichzeitigen dichter hatte er in den «Fragmenten» (1767) sehr gelobt und z. b. Gleim wegen seines «Grenadiers» über den Tyrtäus gestellt: halte ich für blosse accommodation, um es nicht mit der ganzen sippe auf einmal zu verderben. Zehn jahre später spricht er schon ganz anders. Nachdem Bürger aufgetreten war, erwartete er von ihm alles, was Klopstock nicht geleistet hatte und wie er seinen aufsatz über Shakespeare mit Goethe, so schloss er den über die «Aehnlichkeit der englischen und deutschen Dichtkunst» mit Bürger: «Wenn Bürger, der die sprache und das herz dieser volksrührung tief kennet, uns einst einen deutschen helden- oder thatengesang voll aller kraft und alles ganges dieser kleinen lieder gäbe: ihr Deutschen, wer würde nicht zulaufen, horchen und staunen? Und er kann ihn geben; seine romanzen, lieder, selbst sein verdeutschter Homer ist voll dieser accente und bei allen völkern ist epopöe und selbst drama nur aus volkserzählung, romanze und lied geworden.»

Dass in der that von Klopstock der neuen

literaturepoche das heil nicht gekommen war, das beweisen am klarsten für den, der sehen will, die entwicklungen, die sich an ihn schlossen: im süden das jetzt längst verurtheilte bardenwesen, im norden der hainbund, dem unbegreiflicher weise noch immer eine bedeutung für die nationalliteratur beigelegt wird. Merck, der freund Herder's und Goethe's, verstand es besser. Als die beiden grafen Stollberg Goethe zu einer Schweizerreise abholten, sagte er: «Dass du mit diesen burschen ziehst, ist ein dummer streich . . . du wirst nicht lange bei ihnen bleiben . . . dein bestreben, deine unablenkbare richtung ist, dem wirklichen eine poetische gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannt poetische, das imaginative zu verwirklichen und das gibt nichts wie dummes zeug». Und von Klopstock selbst schrieb Merck (1775): «Ich muss aufrichtig gestehen, dass ich ihn nie, nach meiner vorstellungsart, für einen wahren poetischen kopf gehalten habe». Seine vorstellungsart war, wie er sie einmal vortrefflich ausdrückt: ein dichter müsse in jedem vorgang des wirklichen lebens die magie des epos sehen.

Und was ist von Hölty, Miller, Hahn oder gar Vossens gedichten irgend bis heute wirklich am leben geblieben? Ich hoffe, man wird mir nicht des pfarrers Luise entgegenhalten.

Bürgers unsterbliche lieder, die Herder voll von den accenten des ächten volksliedes fand, erfreuten sich indess nicht des selben

lobes bei einem andern berühmten dichter und kritiker, der mit Lessings waffen gegen diese ganz neue liederpoesie zu felde zog, obwohl er seine literarische laufbahn 1781 mit einem sturm- und drangstück begonnen hatte. In den darauf folgenden 10 jahren war er indess ein idealer metaphysiker geworden, welcher die aesthetik der dichtung nach Kant nacherfundenen schematismen und mit der durch Herder längst todtgeschlagenen Hamburgischen Dramaturgie in der hand konstruirte.

Die recension über Bürgers gedichte in in der Allg. Literatur-Zeitung von 1791 erschien anonym, ist aber noch im jahre 1802 von Schiller ausdrücklich gut geheissen und von ihm in seine werke aufgenommen worden.

Schiller ging in dieser recension von dem allgemeinen begriff des dichters aus, der die sitten, den charakter, die ganze weisheit der zeit in seinem spiegel sammeln müsse: ein ideal, dem Bürger in der that nicht entsprach und nicht entsprechen konnte. Allein Schiller erläuterte hier nur den ausspruch Hamlets: «das schauspiel solle der natur gleichsam den spiegel vorhalten, den körper der zeit gestalten und das jahrhundert in einem abdruck zeigen», den er völlig verkehrt auch auf alle klassen der lyrischen dichter anwendet. Ein wirklicher dichter, der nichts thut als seine eigenen leidenschaften mit künstlerischer weihe darstellt, ist darum immer ein dichter, wenn er auch nicht zu jenen ersten ranges

zählt, aus deren werken eine weltanschauung resultirt.

Lessing, argumentirte Schiller weiter, habe dem tragödiendichter zum gesetz gemacht, keine seltenheiten, keine streng individuellen charaktere und situationen darzustellen: dies gelte noch weit mehr vom lyrischen dichter. Er müsse sich einer gewissen allgemeinheit in den gemüthsbewegungen um so mehr befleissigen, je weniger er sich über das eigenthümliche des anlasses verbreiten könne und dürfe. Das individuelle und lokale müsse zum allgemeinen erhoben werden. Bürger's gedichte an Molly seien nun produkte einer solchen ganz eigenthümlichen lage und das davon unzertrennliche unideale störe den genuss. Denn der dichter müsse sich von der gegenwart loswickeln und frei und kühn in die welt der ideale emporschweben. Er müsse den gegenstand seiner begeisterung von seiner individualität loswickeln. Die Bürger'schen gedichte seien aber nicht blos gemälde einer eigenthümlichen (und sehr undichterischen) seelenlage, sondern auch offenbar geburten derselben. Mitten im schmerze dürfe man denselben aber nicht besingen, sonst sinke die empfindung von der idealen allgemeinheit zur unvollkommnen individualität hinab. — Von dem berühmten «Hohen Liede» urtheilte Schiller daher, es sei «ein sehr vortreffliches gelegenheitsgedicht, dessen entstehung und bestimmung man

es allenfalls verzeiht, wenn ihm die ideaische reinheit und vollendung fehle, die allein den guten geschmack befriedigt».

Es scheint fast, dass Goethe diesen satz vor augen hatte, als er in «Wahrheit und Dichtung» schrieb: «Das gelegenheitsgedicht, die erste und ächteste aller dichtarten, ward verächtlich auf einen grad, dass die nation noch jetzt nicht zu einem begriff des hohen werths desselben gelangen kann». Wie er denn von seinem gedicht «Die Harzreise» bekannte: es sei sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten umstände beziehe; und im jahre 1823 zu Eckermann sich vernehmen liess: «Die welt ist so gross und reich, und das leben so mannigfaltig, dass es an anlässen zu gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen gelegenheitsgedichte sein, das heisst: die wirklichkeit muss die veranlassung und den stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein specieller fall eben dadurch, dass ihn der dichter behandelt. Alle meine gedichte sind gelegenheitsgedichte, sie sind durch die wirklichkeit angeregt und haben darin grund und boden. Von gedichten, aus der luft gegriffen, halte ich nichts».

Wir sehen von allem, was Herder gelehrt, bei Schiller das totale gegentheil! Herder sagte: so individuell als möglich, Schiller so allgemein als möglich.

Herder kannte keinerlei beschränkung der stoffe, für Schiller gab es eine eigenthümliche

seelenlage, die «undichterisch» gescholten wurde. Herder verlangte, dass der dichter in deutscher erde, in der gegenwart wurzle, Schiller predigte die flucht in ein abstraktes ideales reich der schönheit. Auch den oben von Schiller fast in Shakespeares worten aufgestellten allgemeinen begriff des grossen dichters fasste er nicht in Herder's sinn auf, sofern er eine veredlung, läuterung, d. h. idealisirung zur reinsten, herrlichsten menschheit verlangt, — eine allgemeine humanitätspoesie, entgegen dem nationalitätsprinzip der dichtung.

Diese Schiller'schen dogmen wirken noch immer, wie denn Goedecke in seinem literargeschichtlichen quellenwerk sagt: «Bürger führte wie Günther die poesie wieder aus dem konventionellen zum leben, gab das besste was er gab als ausdruck wirklicher lebensstimmungen, aber sein leben selbst war ohne reine poesie».

Es gibt aber nur Eine poesie und sie enthält das ganze volle wirkliche menschenleben, gleich jenem tuch des Evangeliums, in welchem reine und unreine thiere vom himmel herabgelassen wurden.

Es ist erfreulich, dass Bürger seine dichtung selbst sehr zutreffend gegen jene in jedem sinne*) unästhetische recension vertheidigte

---

*) So wird Bürger am schlusse aufgefordert, «sich selbst zu vollenden, um etwas vollendetes zu leisten und so die krone der klassicität zu erringen»: während der selbe Schiller zwei jahr vorher an seine

(«Vorläufige Antikritik und Anzeige» in der selben allgemeinen literaturzeitung von 1791), indem er über den hauptpunkt ungefähr sagte: «Aus einer höheren sphäre ist ein reiner und vollkommener kunstgeist heruntergestiegen ... Er verkündet: eins der ersten erfordernisse des dichters ist idealisirung, veredlung (ob dies wohl synonyme sein sollen?), ohne welche er aufhört, seinen namen zu verdienen. Nun aber vermisst er bei mir diese idealisirkunst... So poetisch die meisten gedichte an Molly nach diction und versbau gesungen sind, so unpoetisch sind sie empfunden... Nämlich nicht meine, nicht irgend eines sublunarischen menschen wahre, natürliche, eigenthümliche, sondern idealisirte, das ist keines sterblichen menschen empfindungen, abstractionen von empfindungen, müssten jene gedichte enthalten, wenn sie etwas werth sein sollten.»

Herder, übrigens Schillers decidirter gegner im leben wie in der literatur, gab seinem urtheil über den werth von Bürgers gedichten noch im jahre 1798 öffentlich ausdruck, als er die Althoffsche biographie besprach. Bürger wenigstens liess er nicht fallen, wie er den unglücklichen Lenz fallen liess, wie er sich selbst von Goethe*) abwandte und wie er, ein lieb-

---

spätere frau geschrieben: Bürger, den er kennen gelernt, scheine ein gerader, guter mensch, aber der frühling seines geistes sei vorüber.

*) Goethes falsche klassische richtung, in der er mit einer Iphigenie nach dem Euripides, mit Elegieen

lingsschüler Kants, gegen die «Kritik der reinen Vernunft», das grösste werk des ganzen jahrhunderts, zu felde zog.

Zu dem letzteren unterfangen, der «Metakritik», verführte ihn wahrscheinlich sein alter lehrer, der magus des nordens. In einem, mir im manuskript vorgelegenen briefe F. H. Jakobi's an den Kantianer Reinhold dd. Pempelfort den 11. märz 1793 heisst es wenigstens: «Der selige Hamann nannte, schrecklich boshaft! die philosophie des transcendentalen idealismus das formenspiel einer alten Baubo mit sich selbst und erwähnte des wunderlichen streites in einem alten kirchenliede: «wie ein tod den andern frass.» Zu dem worte «Baubo» setzte Jakobi hinzu «triefäugig, unfruchtbar.» Die unfruchtbaren bemühungen waren leider auf seiten Herders.

Es erfüllt mit tiefer betrübniss, wie dies so reich angelegte leben in der hof- und konsistorialatmosphäre verkümmerte und traurig abstarb. Er, dem das nationale als das höchste erschien, konnte in jener zeit der tiefsten verkommenheit der deutschen nation, nicht gedeihen. Sein geist flüchtete sich zuletzt in die ritterliche romantik des christlichen Spaniens

---

nach Properz (der selbst schon nachahmer des Griechen Kallimachos), und endlich gar mit einer Achilleïs nach dem Homer experimentirte, — dieser abweg konnte Herder natürlich nicht zusagen; allein es war und blieb doch immer Goethe, selbst in dieser seltsamen verkleidung, Goethe, der gleichzeitig seine unvergänglichen lyrischen gedichte schrieb.

und in prächtigen trochäen sang er uns das grosse volkslied vom Cid Campeador, am abend seines lebens auf die anfänge seiner literarischen wirksamkeit zurück kommend.

Er erlebte nicht mehr die unauslöschliche schmach des Rheinbundes. Am 18. december 1803 starb er, nur 59 jahre alt geworden.

Nachdem ihm schon längst zu Weimar ein ehernes standbild errichtet worden, werden seine werke jezt endlich auch in einer würdigen ausgabe erscheinen. Einer notiz des um die erkenntnis Herders vielfach verdienten Julian Schmidt in den Preussischen Jahrbüchern (1876) zufolge ist eine kritische ausgabe der sämmtlichen werke des grossen mannes, mit unterstützung des k. preussischen kultusministeriums, bereits in angriff genommen.





G. A. BÜRGER.*)

Gottfried August Bürger wurde in der nacht des 31. december 1747 zu Molmerswende in der herrschaft Falkenstein, Bisthums Halberstadt, als das zweite kind des dortigen pfarrers, Johann Gottfried Bürger und Gertrud Elisabeth, tochter des hofesherrn Jakob Philipp Bauer zu Aschersleben, geboren.

Der vater war, nach des sohnes bericht,**) ein guter ehrlicher mann, aber indolent, die mutter

---

*) Den wiederabdruck dieses aufsatzes aus der Grote'schen classiker-ausgabe hat die verlagshandlung bereitwilligst gestattet. Auf p. 144 ist z. 9—11 zu lesen: «Dass einige aus dieser akademischen tätigkeit hervorgegangene abhandlungen, wie «die Republik England», in Bürgers werken reproducirt und die ästhetischen vorlesungen nach seinem tode veröffentlicht».

**) Bei Dr. Althoff, nachrichten von den vornehmsten lebensumständen G. A. Bürgers. Göttingen 1798.

eine frau von den ausserordentlichsten geistesanlagen, die aber so wenig angebaut waren, dass sie kaum leserlich schreiben gelernt hatte. Bei gehöriger kultur würde sie die berühmteste ihres geschlechts geworden sein. Er äusserte mehrmals eine starke missbilligung verschiedener züge ihres charakters und glaubte daher von der mutter einige anlagen des geistes, von seinem vater aber eine übereinstimmung mit dessen moralischen charakter geerbt zu haben.

Der vater starb schon 1764 im 58. jahre, die mutter 1775; zwei kinder waren ihnen vorangegangen, während sich die älteste überlebende tochter an einen geistlichen inspektor zu Lösnitz im Erzgebirge, die jüngste, Friederike, an den amtsprokurator Müllner zu Langendorf bei Weissenfels verheirathet hatte. —

Gottfried August besuchte zuerst die schule zu Aschersleben, «von der er nachmals wegen seiner vielen losen streiche einen unfreiwilligen abschied nehmen musste, hatte sich des rektor Aurbach absonderliche perrücke zum gegenstande seiner witze und spottgedichte erkoren».*) Er wurde am 8. september 1760 im pädagogium zu Halle, auf kosten seines mütterlichen grossvaters, recipirt. Der inspekteur der anstalt trug über «den kleinen Bürger» folgende notiz in sein amtliches buch ein: «Bürger, des

*) Nachrichten über die hiesigen prediger (der pfarre zu Westorf im Ascherslebischen, welche Bürgers vater kurze zeit vor seinem tode erhielt).

alten herrn provisors Bauer in Aschersleben enkel, hat ganz ungemeine fähigkeiten und einen gleich grossen stolz.» Von besonderm interesse ist, dass der schüler zur feier des Hubertsburger friedens eine deutsche ode dichtete und vortrug; sowie auch einer ode in Klopstocks manier «Christus in Gethsemane» von ihm erwähnt wird.*)

Was die solchergestalt mehrfach hervortretende poetische anlage betrifft, so berichtet Althoff darüber, dass der knabe ganz aus eigenem triebe und ohne andere muster, als welche bibel und gesangbuch ihm lieferten, anfing, metrisch völlig richtige verse zu machen, ehe er noch die allerersten elemente der grammatik erlernt hatte. Noch als mann that er sich oft etwas darauf zu gute, dass er in dieser rücksicht schon als knabe manche erwachsene und geschickte leute übertroffen hätte, die für einen fuss in der skansion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze silbe, für einen unrichtigen reim, für einen männlichen oder weiblichen ausgang kein ohr haben.

In der bibel liebte er vorzüglich die historischen bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbarung Johannis.

Im gesangbuch waren seine lieblingslieder: «Eine feste burg ist unser gott», dessen und der begeisterung, zu welcher es ihn oft erhoben,

---

*) Daniel, Bürger auf der schule. Halle, 1845 (im «Bericht über das K. Pädagogium zu Halle.»)

er sich noch kurz vor seinem tode erinnerte; ferner «o ewigkeit, du donnerwort»; «du, o schönes weltgebäude»; und «es ist gewisslich an der zeit». «Schon als zehnjähriger knabe suchte er zuweilen die einsamkeit und liebte vorzüglich die freien grünen und mit sparsamem buschwerk bewachsenen hügel, wo er jeden busch, jede staude, jeden distelkopf um sich her beleben konnte.»

Uebrigens erzählte er, dass er, ungeachtet aller schläge und anstrengungen von seiner seite, in zwei jahren noch nicht *mensa* dekliniren konnte, ob er gleich das ganze gesangbuch ohne schwierigkeit auswendig gelernt haben würde.

Von seiner gesammten schulzeit urtheilte er: es wäre sehr wenig, was er von lehrern oder aus büchern gelernt, da es ihm immer in den lehrstunden an aufmerksamkeit und ausser denselben an geduld gefehlt, ein buch anhaltend auszulesen. Er müsse sich oft innerlich wundern, wenn er einen blick in die vorrathskammer seiner kenntnisse thäte, wie und woher der plunder alle hineingekommen. Das meiste wäre ihm hie und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angeflogen.

Am 26. mai 1764 wurde der «der freien künste und wissenschaften beflissene» nach dem willen seines grossvaters als theologe auf der universität Halle inskribirt. Er trieb jedoch mehr das studium der alten literatur und vertheidigte z. b. unter Meusels vorsitz mit beifall eine dissertation *De Lucani*

Pharsalia. Mit dem *Pervigilium Veneris* beschäftigte er sich kritisch, beabsichtigte einen kommentar darüber und schrieb eine reimfreie übersetzung. Sein hauptgönner war der herausgeber der «Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften», der durch Herder und Lessing literarisch hingerichtete professor Klotz, welcher sich auch durch seinen lebenswandel in Halle übel berüchtigt gemacht hatte. Sowohl durch seinen verkehr im Klotz'schen hause, «sein freies lustiges leben» *), als auch vielleicht durch eine untersuchung wegen der stiftung einer niedersächsischen landsmannschaft, in die er verwickelt war, hatte sich Bürger als theologe in Halle unmöglich gemacht. Das protokoll über ein gerichtliches verhör vom 27. juli 1767 führt ihn noch als *stud. theol.* auf, in dem am 8. august ergangenen urtheil (zu einigen tagen carcer) heisst es jedoch schon: studirt *jura*.

Als jurist bezog er denn zu ostern 1768 mit bewilligung seines grossvaters die universität Göttingen. Zunächst setzte er hier sein freies hallisches leben fort und wohnte sogar in den ersten jahren bei der schwiegermutter des professor Klotz, deren haus in Göttingen ebenfalls in schlechtem rufe stand. Er gerieth in diesem hause, wie Althoff sagt, bald in noch engere verbindungen, welche weder auf sein

---

*) Boie an Gleim, den 28. januar 1771 (Literarisches Konversationsblatt 1821 nr. 278.)

studiren, noch auf seine sitten vortheilhaft wirken konnten. Der grossvater sah ihn für einen verlorenen menschen an und entzog ihm sogar die unterstützung. Glücklicherweise «verdrängte ihn jedoch ein rüstigerer liebhaber aus dem herzen der zauberin, die ihn fesselte», und er betrieb nun auch seine fachwissenschaft eifriger. Das ausleihebuch der Göttinger bibliothek, welche er fleissiger als irgend ein anderer student benutzte, ergiebt dies. Bürger entlieh

1769 . . .	8	werke,
1770 . . .	37	»
1771 . . .	47	»
1772 (erstes halbjahr)	8	»

und zwar ausser Tacitus, Petronius, Xenophon von Ephesus und dem spanischen dichter Juan Boscan Almogaver nur wenige nicht in sein fach schlagende.*)

Er lernte daher auch, nach Althoff, seine Pandekten recht gut verstehen und arbeitete bei einem göttinger advokaten zu dessen vollkommener zufriedenheit. So vorbereitet konnte er daran denken, zu anfang des jahres 1772 sich um die gerichtshalterstelle im amte Altengleichen bei der von Uslar'schen familie zu bewerben. Die göttinger Professoren Meister und v. Selchow bezeugten seinen «ausserordentlichen fleiss, seine theoretischen und praktischen kenntnisse der rechte, wie seine vorzüg-

*) Tittmann, G. A. Bürger. (Vor der «Neuen vollständigen Ausgabe» der «Gedichte», Leipzig, Brockhaus, 1869.)

liche aufführung,»*) er fertigte drei proberelationen an, wurde durch majoritätsbeschluss der familie erwählt und am 1. juli 1772 zu Gelliehausen als amtmann beeidigt und eingeführt. Vorher war der grossvater selbst nach Göttingen gekommen, um des enkels «kleine, schreiende» schulden zu bezahlen und zugleich eine kaution von 600 thlr. für ihn zu deponiren. —

Wie Bürger bereits in Halle sich der theologie nicht ausschliesslich gewidmet, so fand er auch in Göttingen «noch immer zeit, die schönen wissenschaften gründlicher zu studiren, als man sie gemeiniglich zu studiren pflegt.» **) Zunächst wirkten die von Klotz empfangenen anregungen noch nach. Er arbeitete die «Nachtfeier der Venus» um zu einem gereimten carmen, welches Ramler noch weiter feilte und im Deutschen Merkur 1773 herausgab. In seiner «Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus»***) sagt Bürger darüber: «Die Nachtfeier ist mein erstes gedicht; das erste nämlich von denjenigen, die durch den druck bekannt geworden sind. Ich habe zwar schon weit früher lieder gedichtet, allein niemals eins für werth achten können, dem publikum vorge-

---

*) Tittmann, a. a. o.

**) Boie an Gleim, a. a. o.

***) Von Bürger selbst wurde dieser aufsatz nicht publicirt, erst Reinhard nahm ihn in seine ausgaben auf.

zeigt zu werden.» Es ist bekannt, wie der dichter an diesem (völlig inhaltlosen) werke auch später, bis an sein ende, fort und fort korrigirte und zuletzt meinte: es könnte wohl für die deutsche vers- und reimkunst eben das werden, was der berühmte Kanon des Polyklet für die bildhauerei. Es war indess diese paraphrasirende übersetzung des *Pervigilium* für Bürger eben so gut nur formstudie, wie seine Ilias, von der er 1784*) urtheilte: «Ich bereue die zeit und mühe nicht, welche ich an eine jambisirte Ilias, die wirklich auch grösstentheils fertig geworden ist, aber nie öffentlich erscheinen wird, verwendet habe. Denn ich fühle, wie mich diese athletische anstrengung gestärkt hat. Das lange, beharrliche und dennoch oft vergebliche durchwühlen des ganzen sprachschatzes musste mir nothwendig eine genauere kenntniss desselben erwerben, als ich sonst jemals erlangt haben würde. Wenn ich nunmehr wirklich etwas in der sprache vermag, so habe ich es vielleicht blos jener übung zu danken.»

Eben diese Iliasstudien trieb er in der ersten göttinger zeit und veröffentlichte in Klotzen's Deutscher Bibliothek (1771) «Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer,» nebst 425 versen aus der «ersten Rhapsodie» der Ilias. Wir fin-

*) In Goeckings Journal von und für Deutschland, 1. band, Ellrich, 1784.

den hier die erste einwirkung Herder's auf ein empfängliches, kongeniales gemüth. 1767 waren die «Fragmente über die neuere deutsche Literatur» erschienen. «Lasst uns sein buch» ruft Bürger «seite 66 aufschlagen und bis seite 69 lesen! Was lehrt er uns hier? Auf die frage: was sollen wir aus der alten poetischen zeit der Griechen durch übersetzungen für unsre sprache rauben? antwortet er: nur nicht die sylbenmasse! Er erklärt sich hierauf vortrefflich. Der hexameter, lehrt er, lag genau in der sprache der Griechen; er war ihrem ohr und ihrer kehle am gemässesten ... Wir, die wir mit weniger accenten monotonischer reden, sind an die mensur eines hexameters nicht gewöhnt. — Gebet einem gesunden verstande ohne schulweisheit jamben, dactylen und trochäen zu lesen, er wird sogleich, wenn sie gut sind, skandiren; gebet ihm einen gemischten hexameter, — er wird nicht damit fortkommen. Höret den kadenzen beim gesange der kinder und narren zu, sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter die bauern. Gebt auf die ältesten kirchenlieder acht: ihre falltöne sind kürzer und ihr rhythmus ist einförmig. — — Nichts kann wahrer sein, als was herr Herder hier sagt; und wenn es gleich nicht so viel beweiset, dass man gar keine deutschen hexameter machen müsse, so beweiset es doch zuverlässig, dass Homer nicht in hexametern übersetzt werden soll .... Durch was für eine? Durch eine versart, die eben so genau in der

der deutschen sprache liegt und unserm ohre ebenso natürlich ist als der hexameter den Griechen war. Und das sind die jamben, wie herr Herder richtig bemerkt.» Ebenso bedeutsam sind des jungen schriftstellers worte über die sprachbehandlung: «Unsre alte sprache hatte eine schöne präcision, anstand, eine rührende, natürliche einfalt, starke farben und einen männlichen charakter. Herrliche eigenschaften, die sprache einer Ilias abzugeben!... Die poetischen bücher der heiligen schrift hat Luther mit dem besten geschmacke für seine zeiten so echt deutsch und so feurig übersetzt, dass man darüber erstaunen muss. Ein fleissiger sprachforscher müsste unsre neuere sprache mit den vortrefflichsten schätzen aus den schriften dieses bewunderungswürdigen mannes, wovor unsern *hominibus delicatulis* so ekelt, bereichern können.*) Solche schriften, die alten minnesänger, die rhythmen, welche in Schilters Thesaur stehen nebst andern überbleibseln der alten sprache und dichtkunst studire der übersetzer des Homer ebenso fleissig als sein griechisches original.»

---

*) Das wahre verhältniss der sprache Luther's zu dem Deutsch des Meister Eckardt, des Tauler, des verfassers der Deutschen Theologie und anderer prosaschriftsteller des 13. und 14. jahrhunderts konnte Bürger natürlich noch nicht aufgegangen sein; sind doch selbst heute Franz Pfeiffer's goldene worte hierüber noch nicht zur allgemeinen ansicht geworden. Vgl. «Theologia Deutsch» ed. 1851 p. VI und VII.

Bekanntlich wurde diese Iliasübersetzung niemals fertig, trotz der 65 louisd'or, welche Goethe als aufmunterung vom weimarer hofkreise dem dichter zukommen liess, als er 1776 im «Deutschen Museum» eine fortsetzung jenes ersten unternehmens in aussicht gestellt hatte.

1784 bekehrte sich Bürger zum hexameter und liess die ersten vier gesänge als probe erscheinen, nachdem er gleichfalls im «Deutschen Museum» 1777 schon «Dido, ein episches Gedicht, aus Virgils Aeneis gezogen», hexametrisch behandelt hatte. Die oben angeführte selbstkritik über die jambisirte Ilias gilt auch für diese hexameterversuche.

An einen wiederabdruck dieser übersetzungen kann ein verständiger herausgeber so wenig denken als an den der novelle des Ephesiers Xenophon, welche Bürger ungefähr 1769 (erste ausgabe: Leipzig 1775) übertrug und von der er in der vorrede sagt: «Leider weiss ich selber zu gut, dass ich etwas viel gescheuteres hätte thun können als ein albernes romänlein zu verdeutschen.»

Wenn diese klassischen studien auf die hallische zeit zurückweisen, aber doch schon von dem neuen, Herder'schen geist angehaucht sind, so tritt in Göttingen zugleich ein ganz neues phänomen in den gesichtskreis des Klotz'schen schülers: Shakespeare und Percy's Relics.

In der zueignung zu der 1784 erschienenen, 1777 für Schröder begonnenen Macbethübersetzung heisst es: «Diesem Macbeth, mein

ewig geliebter Biester, habe ich deinen namen zum zeugniss vorgesetzt, wie unvergesslich mir jene Göttingischen stunden sind, da wir uns zusammen mit einer art andächtigen entzückens des grössten dichter-genius freuten, der je gewesen ist und sein wird.» Mit Biester, dem späteren herausgeber der Berliner Monatsschrift, hatte Bürger in den Göttinger studentenjahren einen förmlichen Shakespeareklub gegründet, dem sonst noch Matthias Christian Sprengel aus Rostock, der nachmals mit Goethe in Wetzlar befreundete baron von Kielmannsegge, der als Musenalmanachsherausgeber so bekannt gewordene Boie und andere angehörten. In diesem cirkel wurde nur in Shakespeare's ausdrücken geredet und einmal feierten sie ihres dichters geburtstag mit so öffentlichem jubel, dass sie ihren rausch im carcer ausschlafen mussten. — In der vorrede zu der erwähnten, nun auch längst, freilich nicht durch Schiller, überflügelten übersetzung drückt Bürger seinen Shakespearekultus noch besonders stark aus: «Von dem stück lässt sich fast unbedingt behaupten, dass es voll solcher schönheiten sei, die alles übertreffen, was der menschliche geist in dieser art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird. Ich bin zwar ein armer, aber doch nicht der allerärmste unter allen erdenwürmern; dennoch kriecht mein genius, auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollsten weihestunden, so tief unter der hoheit und grossmacht jener scenen vor und nach der that im zweiten

aufzuge, als mein leib unter der sonne unsres weltsystems.»

Percy's sammlung «*Relics of ancient english poetry*» war 1765 (London, J. Dodsley, 3 Bde.) erschienen und ein auszug «*Ancient and modern songs and ballads*» 1767 (Göttingen, Victorinus Bossiegel). In der letztern gestalt wird es Bürger ohne zweifel, sogleich als er die universität bezog, zugänglich geworden sein. Althoff berichtet, dass es «um diese (erste göttinger) zeit sein handbuch geworden.»

Aber auch die Franzosen, Italiener und Spanier lasen die freunde gemeinschaftlich und Boie verwahrte 1798 noch eine novelle, welche Bürger, durch eine wette veranlasst, in spanischer sprache geschrieben.

Merkwürdigerweise verrathen nun aber die gedichte, welche bei Bürger in diesen vier göttinger jahren entstanden, von jenen eben angedeuteten mächtigen einwirkungen noch wenig oder gar nichts. Es erschienen dieselben zum theil in dem von Boie und dem ganz französisch gebildeten, später mit Goethe befreundeten, Gotter, nach dem muster des 1765 in Paris entstandenen *Almanach des muses* 1770 begründeten Musenalmanach, und zwar zuerst das trinklied «Herr Bachus ist ein braver mann» im jahrgang 1771. Boie hatte gemeint, in dieser burlesken versart könne sein freund das vorzüglichste leisten. Im Musenalmanach von 1772 standen «das harte Mädchen» nach Parnell (*Johnson's english poets XXVII*, 15); «An den Traumgott» nach Walker (*ib. XVI*, 57);

und «Das Dörfchen» nach Bernard. Also nur übersetzungen. Ungefähr gleichzeitig mit diesen sachen sind «An ein Maienlüftchen» (mai 1769), «Lust am Liebchen» (juni 1769), «Stutzertändelei» (august 1769); «Adeline» nach Parnell (januar 1770), «An Arist» (1770), «Huldigungslied» (märz 1770), «An die Hoffnung» (august 1770), welche alle zuerst in die ausgabe der gedichte von 1778 aufgenommen wurden. Ferner zwei kleinigkeiten «Gabriele» (märz 1772) und «Amors Pfeil» (1772).

Ueber das «Dörfchen» schrieb der gute Gleim, der Bürger inzwischen in Göttingen kennen gelernt, auch gleich mit fünfzig thalern darlehn erfreut hatte, am 1. august 1771*):

«Nur noch drei solcher gedichte, so will ich sie sauber drucken lassen, sie dem könig, der die Bernards, Gressets so gern liest, zu lesen geben . . . Mit Ihrem Homer bin ich ebenfalls im höchsten grade zufrieden.»

Bürger selbst dachte über diese erstlingsprodukte zum glück anders. In einem im Morgenblatt, december 1824, mitgetheilten briefe an einen ungenannten vom 6. februar 1772 schreibt er: «Gedichte, die Sie von mir verlangen, wollte ich Ihnen gern schicken, wenn ich nur fähigkeit und musse hätte, etwas zu verfertigen, das des schickens werth wäre. Ich thäte wol besser, wenn ich alles versmachen ganz und gar einstellte, denn ich bin wirklich

*) Liter. Conversationsblatt 1821 Nr. 298.

zu kraftlos, mich nur denen vom zweiten range nachzuschwingen. Die übersetzung des Homer werde ich auch schwerlich vollenden.»

Ebenso an Gleim schon aus Gelliehausen am 20. sept. 1772: «Mein kleines poetisches talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen lage fast völlig: denn der Actum Gelliehausen etc., der In Sachen etc. der Hiermit wird etc. sind gar zu viel. Statt: «Ich rühme mir mein Dörfchen hier» heisst es:

„Ihr Ochsen, die ihr alle seid,
Euch Flegeln geb ich den Bescheid etc.“

Ich habe, seitdem ich hier bin, nichts, schlechterdings nichts, als neulich in einigen glücklichen stunden einen lobgesang gemacht... Meine Nachtfeier der Venus lege ich in diesem brief mit ein. Dies wird wol das letzte sein, was Sie von mir erhalten.» Ich schliesse an diese wichtigen selbstkritiken gleich eine äusserung in einem briefe an Boie vom 18. juni 1773: «Der ton dieses stücks (der Nachtfeier) ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der ferne und so dunkel, dass ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann.» Er fühlte, dass jenen jugendgedichten die wahrheit und tiefe des selbsterlebten fehlte, dass es nur schatten poetischer vorbilder, und noch dazu dem deutschen wesen fremder vorbilder waren, nicht spiegelbilder der wirklichkeit.

Dass die erste ausgabe von 1778 und die

zweite von 1789 alle die genannten gedichte trotzdem wieder enthalten, darüber erklärt sich Bürger selbst in der vorrede zu der letzteren ausgabe: «Ein gehöriger grad der strenge bei dieser neuen ausgabe meiner theils 1778 bereits gesammelten, theils nachher einzeln erschienenen und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugekommenen gedichte, hätte vielleicht mehr als die hälfte derselben ganz verwerfen müssen. Ich traute mir selbst zu diesem process nicht unbefangenheit genug zu». Einen andern, vielleicht den wahren grund, theilt er aber an Boie (brief vom 20. april 1789 bei Althoff) mit: «Du glaubst nicht, wie gleichgültig mir die meisten meiner gedichte, ein dutzend etwa ausgenommen, sind. Ich hätte schon dieses mal (bei der zweiten ausgabe) ein unbarmherziges gericht ergehen lassen, wenn es nicht auf korpulenz angesehen gewesen wäre». In seinem handexemplar des ersten bandes der ausgabe von 1789 zeichnete er denn auch selbst als künftig wegzulassen an: Mailüftchen; Stutzertändelei; An Themire; Menagerie der Götter; Fortunens Pranger; Angebinde zu Louisens Geburtstag. So versichert wenigstens Reinhard, der dies exemplar zu seiner 3. auflage von Bürgers gedichten benutzte und die genannten stücke dort ausliess. Zum zweiten bande der ausgabe von 1789 hatte Bürger noch keine randbemerkungen gemacht. Derselbe beginnt mit der «Europa», die ebenfalls dem jahre 1771 angehört. Die richtige datirung des ge-

dichtes ergiebt der schon erwähnte brief Boie's an Gleim vom 28. januar 1771. «In meinem almanach ist das schöne trinklied von ihm, und herr Jacobi wird Ihnen vielleicht von einer komischen romanze «Europa» gesagt haben, von der ich ihm fragmente zeigte und die ich nächstens Ihnen gedruckt zuzusenden hoffe».

Dem selben genre gehören noch an: «An Themire. Travestirt nach dem Horaz» (1773); «Die Menagerie der Götter» (1774); «Zechlied» (1777) (nach *Gualterus de Mappés*); «Fortunens Pranger» (1778). Wenn auch das hier und da wirklich witzige in diesen burlesken gedichten nicht zu verkennen, so irrte sich Boie doch total, wenn er hierin Bürger's talent setzte. Literarhistorisch ist diese opposition gegen das schöne klassische alterthum nicht uninteressant, aber von eigentlich poetischem werth ist sie nicht. Bürger kam später auch auf diese gattung nicht wieder zurück, er überliess sie Blumauer, der dafür und nur dafür geboren war.

Wie es scheint, wollte der dichter auch die Europa in der dritten pracht-ausgabe seiner gedichte weglassen (vgl. ankündigung zu derselben, welche Tittmann [p. 315 a. a. o.] vermuthlich gesehen hat).

Im gegensatz zu den eben besprochenen, der entwicklungsgeschichte seines talents angehörigen aktenstücken brachte der Musenalmanach von 1773 das erste wirkliche gedicht von Bürger, welches denn auch sogleich das auge eines mannes auf sich zog, der von

Herder persönlich in das geheimniss der poesie eingeweiht und selber ein dichter war: Wolfgang Goethe's. In den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen vom 13. november 1772 schreibt er: «Das Minnelied von herrn Bürger ist besserer zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese bemühungen als eins der kräftigsten fermente an, unsre empfindsamen dichterlinge mit ihren goldpapiernen amors und grazien vergessen zu machen. Nur wünschten wir als freunde des wahren gefühls, dass diese minnesprache nicht für uns werde, was das bardenwesen war: blosse dekoration und mythologie, sondern dass sich der dichter wieder in jene zeiten versetze, wo das auge und nicht die seele des liebhabers auf dem mädchen haftete». Bürgers anderer beitrag «Die Minne» (jetzt «Lied und Lob der Schönen») scheint Goethe «schon den fehler zu haben, neuen geist mit alter sprache zu bebrämen.» In der that ist das letztere auch aus dem frühjahr 1772 und ebenso allgemein, abstrakt, konventionell, als das später entstandene «Winterlied» (diesen titel führt das «Minnelied» in den ausgaben von 1778 und 1789) schon die künftigen dem vollen leben entquollenen töne ahnen lässt. — Interessant ist die anmerkung Bürgers im register des Musenalmanachs von 1773: «der verfasser der beiden gedichte hat versuchen wollen, ob die minnelieder, die noch da sind, nicht einen grösseren einfluss auf unsre poesie haben könnten, als

sie bisher gehabt haben.» Ich erinnere an die stelle, die ich oben aus den «gedanken über eine Homerübersetzung» mitgetheilt. (Seite 117).

Die nächsten gedichte, welche sich an dies winterlied anschlossen, bleiben freilich weit darunter. Das «Danklied» (im sommer 1772) ist eine ziemlich überschwengliche und oft ins platte umschlagend variation zu dem gesangbuchslied «Wie gross ist des Allmächtgen Güte». Ebenso schwach ist das gedicht an die frau hofräthin Liste, die frau seines amtsvorgängers, in dessen hause er anfangs wohnte: «An Agathe. Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit». (Im sommer 1772). Schon der titel enthüllt die alteweiberphilosophie. Ein ebenso schlechtes occasionscarmen ist «Das Lob Helenens. Am Tage ihrer Vermählung.» (Im mai 1773); sowie nicht viel besser das dem englischen nachgebildete «Des Schäfers Liebeswerbung. Für Herrn Voss vor seiner Hochzeit gesungen». (Im junius 1777.) Dagegen ein vortreffliches gelegenheitsgedicht ist das einzeln gedruckte: «Zum gedächtniss meines guten grossvaters Jakob Philipp Bauer, hofesherrn zu St. Elisabeth in Aschersleben.» (Göttingen, 1773. 4°).

In den anfang des jahres 1773 fallen endlich noch zwei übersetzungen aus dem Französischen: «Die beiden Liebenden» nach Bürgers angabe von Rochon de Chabannes; und «Das vergnügte Leben» von Grécourt. Das letztere

habe ich auch unter Voltaire's Contes gefunden, sowie in Diderots *Correspondance tome I:* es ist aber nicht weit her und auch Bürger hat daraus nichts machen können. Aus den «Beiden Liebenden» hat Schiller sein argument genommen: Bürger gebe nur ein mosaik von eigenschaften, kein bild:

Im Denken ist sie Pallas ganz
Und Juno ganz an edlem Gange ꝛc.

Schiller hat für dies frühe gedicht, aber nur für dieses recht; in demselben kommen indess schon zeilen vor wie die folgenden:

Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bei Tage.
. . . .

Ihr Haar im Nacken reizet mich
Zu hundert kleinen Thorenspielen;
Fast nimmer müde kann man sich
In diesen seidnen Locken wühlen.

Wol hundert Launen, kraus und hold,
Umflattern täglich meine Traute.
Bald singt und lacht, bald weint und schmollt,
Bald klimpert sie auf ihrer Laute,
Tanzt hin und wieder, blitzgeschwind,
Bringt bald ein Büchelchen, bald Karten,
Bald streut sie alles in den Wind,
Und eilt hinunter in den Garten.

Das sind verse, wie sie unter den zeitgenossen nur Goethe und Lenz machen konnten.

Ich habe oben mehrere bezeichnende stellen mitgetheilt, aus denen sich Bürgers fast völlige verzweiflung an seinem poetischen talent während des ersten jahres in Gelliehausen ergab. Diese stimmung waltet auch noch in dem berühmten brief an Boie vom 19. april 1773, in welchem er die erste andeutung der Lenore giebt. Das darin erwähnte, Miller dedicirte, aber vom verfasser selbst «lendenlahm» genannte liedlein ist das gedicht «Minnesold», während mit dem andern «Liedlein» wahrscheinlich die oben erwähnte strophe an «Gabriele» gemeint ist, die in der ausgabe von 1778 «Minnelied» betitelt ist. Schon in dem Briefe vom 22. april aber, welchem «der Raubgraf» beilag, regt sich das neue poetische leben und in den folgenden schwelgt der dichter in naivem entzücken über der allmäligen geburt seines (in manchem betracht) grössten werkes, der «Lenore».

Bereits war eine anzahl von strophen fertig, als Boie (den 8. mai 1773) «herrliche fliegende Blätter über deutsche Art und Kunst» ankündigte und am 18. juni antwortete Bürger: «O Boie, Boie! welche wonne! als ich fand, dass ein mann wie Herder eben das von der lyrik des volks und mithin der natur lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders lehre einigermassen entsprechen».

In dem letzten der briefe an Boie, vom 11. oktober 1773, kündigt er bereits eine neue ballade, «den wilden Jäger», an, über welchen er 1775 an den selben Boie schrieb: «es solle seine sonne werden, wie Lenore sein mond».*) Merkwürdigerweise hielt Bürger nämlich später die Lenore nicht für sein vorzüglichstes werk, sondern pflegte sie wol gar «die alte alberne Lenore» zu nennen. Und über eine ebenfalls in diesen jahren entstandene ballade, «Lenardo und Blandine», meldet er am 11. april 1776 an Boie: «es sei die königin nicht nur seiner, sondern auch aller balladen des heil. römischen reichs deutscher nation, welcher Lenore den vortritt lassen müsse». Boie und Herder zogen auch wirklich, wie Weinhold berichtet, diese ballade «in absicht der kunst und festeren manier» der Lenore vor. A. W. Schlegel hat indessen in seiner abhandlung über Bürger in den «Charakteristiken und Kritiken» die mängel von Lenardo und Blandine im vergleich zu ihrem urbilde, dem unnachahmlichen Boccaz, richtig hervorgehoben, wenn ich auch der formellen vollendung und mancher poetischer einzelheiten wegen das werk nicht so niedrig stellen kann. Ueberragt wird dasselbe jedenfalls unendlich von «Des Pfarrers Tochter von Taubenhain», deren erste konception gleichfalls in diese zeit

---

*) Weinhold, Heinrich Christian Boie. Halle, 1868.

fällt, denn Boie schreibt am 27. september 1776 an seinen freund: «Wie steht es um die ballade: Die Kindsmörderin?» — Es sind diese drei balladen, die Lenore, der wilde Jäger und des Pfarrers Tochter des dichters volles eigenthum, während der eben so vortreffliche Kaiser und Abt und andere nur mehr oder weniger wörtliche nachbildungen der Percy'schen sammlung sind, der Raubgraf, die Weiber von Weinsberg, der brave Mann und Frau Magdalis nur als sterne dritter grösse erscheinen.

Dass auch die Lenore im wesentlichen durchaus original, ist jetzt nicht mehr bestritten. Die bekannte recension in *The Monthly Magazine*, *Sept.* 1796 sagt übrigens auch nur, dass die Lenore vielleicht durch *the Suffolk miracle* veranlasst und macht sodann auf die eine, auch wirklich benutzte strophe aus *Sweet Williams Ghost* aufmerksam.

Die benutzung deutscher volkslieder beschränkt sich auf folgendes: Herder wies (in seiner recension von Althoff's biographie) ein ostpreussisches zaubermärchen nach, in welchem die verse vorkommen:

Der Mond scheint hell,
Der Tod reit't schnell,
Feins Liebchen, graut's dir?
„Und warum sollt' mir's grauen?
Ist doch Feinslieb mit mir."

Dass Bürger diese nämlichen verse, weiter aber auch nichts, von einem dienstmädchen namens Christine gehört, erzählt Voss in einer

anmerkung zu den zuerst im Morgenblatt erschienenen briefen über die Lenore.

A. W. Schlegel berichtete dann noch im Merkur von 1797 aus eigner erinnerung, dass ihm Bürger mitgetheilt, er habe die verse eines alten volksliedes

Wo lise, wo lose
Lege bei den Ring

zu der bekannten stelle der Lenore benutzt.

Die poetische idee der Lenore ist dagegen eine sehr alte. In dem indischen gedicht *Raghuvansa* heisst es im 8. buche:

„Denn der Angehörigen stetes Weinen
brennt den Hingeschiedenen, also lehrt man."
(Uebersetzt von Rückert.)

Wilhelm Wackernagel in seiner «Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums zu Basel» (1835) «Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürger's Lenore» erinnert ferner an den vers aus Virgils Aeneide (VI, 444):

Curae non ipsa in morte relinquunt

eine vorstellung, die in Italien nicht ausstarb und von Boccaz in der *Nov.* V. *Giorn. IV* klassisch dargestellt wurde. Der ermordete Lorenzo erscheint hier der weinenden geliebten mit der bitte, nicht mehr um ihn zu weinen. Auch von einem volksliede darüber führt der novellist die erste zeile an. — In einem serbischen volksliede heisst es:

Nicht die Erd ist's, die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ist's der Geliebten.

Am herrlichsten aber wird die idee in der grandiosen poesie der Edda wiedergespiegelt: Helgi ist im kampf gefallen, ein hügel wird über seinen leichnam errichtet. Am abend sieht die magd seiner gattin Sigrun ihn zum hügel reiten. Sigrun geht hin und spricht:

Dein Haar ist, Helgi, reifdurchdrungen,
Ganz ist der König leichenthaubespritzt.

Helgi antwortet:

Allein verursachst du, Sigrun von Safafiöll,
Daß Helgi ist mit Leichenthau benetzt:
Du weinest, Goldgeschmückte, grimme Zähren,
Sonnenglänzende, südliche, eh du schlafen gehst.

Wackernagel nennt es «geschmacklos», dass bei Bürger der geliebte der tod selbst sei. Schon in einem volkslied aus Neisse sagt aber die braut zu dem todten freier, der die hochzeit bestellt:

„Du riechst mir so nach Erde,
Oder bist du selber der Tod?"
(Wunderhorn IV, 73 f.)

Das tadelnswertheste ist jedenfalls, dass der tod als b e s t r a f e r kommt. Der englische kritiker im *Monthly Magazin* fand bereits die moral der Lenore bedenklich: ihre strafe sei

grösser als ihre sünde. Das gedicht ist in der that ein *monstrum per excessum* der moral.

Allein die schönheiten im einzelnen, wie namentlich die in einem damals ganz neuen, ächt poetischen realismus ausgeführte geniale schilderung des nächtlichen rittes, — in jedem vorgange die magie des epos! — wiegen jenen allgemeinen mangel weit auf, und so bleibt die Lenore, nach A. W. Schlegel's schönem ausdruck, «immer Bürger's kleinod, der kostbare ring, wodurch er sich der volkspoesie, wie der doge von Venedig dem meere, für immer antraute». Nur dass unter dem ausdruck «volkspoesie» nicht die anfänge derselben allein, von denen Herder freilich hauptsächlich gehandelt, zu verstehen sind. In jenen primären naturlauten zeigt sich zwar die individualität eines jeden volks, das subjektive element im grossen, aber abgesehen von dem häufigen übergang solcher uranfangsdichtung in das blos musikalische, tritt hier die individualität des einzelnen verfassers, zurück. Bürger's Lenore und die andern haupt-balladen sind zugleich ächt volksmässig, d. h. nationaldeutsch, vom englischen charakter wesentlich verschieden, und zeigen überall im hintergrunde die individualität des denkenden kunstdichters. Beides gilt von seinen andern lyrischen gedichten in gleichem masse. — Der wilde Jäger stellt die noch heute lebendigen, ebenfalls uralten volksvorstellungen reiner dar, in trefflicher konkreter gestalt und in ebenso glänzender künstlerischer form, wie sie die Lenore

auszeichnet. Die onomatopoetischen ausrufe in beiden gedichten kann nur die überweisheit tadeln; Walter Scott bildete sie vorzüglich nach:

> «*Tramp! tramp! along the land they rode*
> *splash! splash! along the sea*».*)

Ja, der deutsche literarhistoriker kann hier mit stolz verzeichnen, dass diese beiden werke von dem grossen Walter Scott in's Englische übersetzt sind, welcher mit ihnen seine schriftstellerlaufbahn eröffnete: «*The chase and William and Helen, two ballads from the german of G. A. Bürger. Edinburgh and London* 1796. 4°». Dass Goethe und Bürger sogleich in die sprachen des auslands übertragen wurden, verbrieft uns erst das wirkliche dasein einer neuen deutschen literatur. Walter Scott übersetzte auch den Götz. Die Lenore wurde allein sechsmal in's Englische, sodann in's Dänische, Portugiesische, auch sogar in's Lateinische (!) übersetzt. Joukoffsky, der berühmte literator und lehrer des kaisers Alexander übertrug sie in's Russische: seine «Ljudmila», hat ein russisches lokalkolorit erhalten und ist

---

*) Diese zeilen waren als motto zu einem bilde der grossen englischen ausstellung von 1871 gewählt, welches die Lenore darstellt: zum beweise der unverwüstlichen popularität des stoffes, den schon Lady Diana Beaudere ihrer zeit illustrirte, wie später Retzsch und viele andere. Die wilde jagd gab dem verstorbenen weimarer maler Cordes ein traumhaft geniales gemälde ein, das auf der Berliner ausstellung 1868 allgemein bewunderung erregte.

mit enthusiasmus in Russland aufgenommen worden.

Der recensent des *Monthly Magazine* stellte mit feinem verständniss und in mancher beziehung mit recht des Pfarrers Tochter noch höher als die Lenore. Der abgebrochne anfang, auf den der dichter am ende zurückkomme, sei unvergleichlich. Für ebenso tiefpoetisch halte ich die schilderung der natur und der jahreszeiten, wie sie zu Rosettens zustand in beziehung gesetzt worden. Das ist keine primitive sangbare «volkspoesie», es ist gedanke für den denkenden hörer. Das ganze ist ein ergreifendes sociales bild in bewunderungswürdiger individuell realistischer, künstlerischer ausführung. Ich kann daher Schlegel's bemerkung nur äusserst leichfertig finden: «Des menschlichen elends haben wir leider zu viel in der wirklichkeit, um in der poesie noch damit behelligt zu werden». Wie? die dichtung sollte aus solchen rücksichten in der wahl ihrer stoffe eingeschränkt sein? Das wäre ja wieder die alte theorie vom idealen Schönen als ausschliesslichem gebiet der kunst. Hat Schlegel das von Dante, Cervantes, Shakespeare, Herder und Goethe gelernt?

In betreff der übrigen, sowie namentlich der dem Englischen nachgebildeten «episch-lyrischen gedichte» (wie Bürger sie 1789 nannte) verweise ich übrigens auf Schlegel's schon citirte, sehr ausführliche abhandlung.

Die erste ballade Goethe's*) erschien 1776 in der «Claudine von Villa Bella»: «Es war ein Buhle frech genung», durchaus an den von Bürger angeschlagenen ton erinnernd. 1779 folgte der «Fischer». 1782 «Der König von Thule» u. s. w. Die grössten meisterwerke der gattung schuf Goethe aber erst 1787: «Die Braut von Korinth»; «Der Gott und die Bajadere»; und ungefähr ein jahrzehnt später die legende «Wasser holen ging die reine» — ein unsterbliches balladendreigestirn wahrhaft «philosophischer poesie».

Konnte ich Bürger's erste dichter- und übersetzerthätigkeit (zu der noch die stücke aus Ossian nachzutragen sind, welche auch um diese zeit unter Herder'schem einfluss entstanden) und seine balladenschöpfungen skizziren, ohne von seinem leben seit 1772 rechenschaft zu geben, so wird die fortführung seines äusseren lebens nothwendig, wenn die jener mehr epischen dichtung parallele eigentliche lyrik geschildert werden soll.

Als die bereits erwähnte hofräthin Liste mehr und mehr an einer gemüthskrankheit zu leiden anfing, flüchtete sich ihr hausgenosse, wie er an Boie schreibt, aus dem Bedlam zu Gelliehausen und zwar zu anfang 1774 nach dem nahe gelegenen Niedeck. Im hause des dortigen hannöverschen amtmanns Leonhart trat er bald in ein näheres verhältniss zu dessen

---

*) Vgl. das musterhafte «Neue Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek» (von S. Hirzel) Leipzig, 1862.

älteren tochter Dorette und heirathete sie am 23. november des selben jahres (Weinhold a. a. o. p. 199); zog jedoch erst im september 1775 mit ihr nach Wöllmarshausen in ein für das ehepaar dort neueingerichtetes bauernhaus.

«Auf eine sonderbare art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam er dazu, grade diese tochter zu heirathen, ohne sie zu lieben*) und schon als er mit ihr vor den altar trat, trug er den zunder zu der glühendsten leidenschaft für die zweite [Auguste, von ihm Molly genannt] im herzen.» Die worte «zu weitläufig hier zu erzählen» in diesem selbstbekenntniss (der «beichte» vgl. p. 151) haben aus den kirchenbüchern eine interessante erklärung gefunden: Dorette trug schon ein kind von Bürger unterm herzen, als sie vor den altar trat! Als ehrenmann hatte sich Bürger also verpflichtet gehalten, diese ehe zu schliessen. Aus jahrelangen kämpfen entwickelte sich zuletzt ein doppelverhältniss zu beiden schwestern. Molly genas 1783 zu Langendorf in Ober-Sachsen im hause von Bürger's jüngerer schwester eines sohnes;

---

*) Seine liebe zu ihr war bereits wieder erkaltet, wie er es selbst in dem wunderschönen gedichte «Schön Suschen» schildert. Diesem gedicht widerfuhr die ehre, dass Arthur Schopenhauer daraus das motto zu einem der berühmtesten kapitel seines hauptwerks «Der Metaphysik der Geschlechtsliebe» entnahm, wie er auch bei jedem anlass auf Bürger, «dieses ächte deutsche dichtergenie, dem die erste stelle nach Goethen gebüre» hinwies. «Schiller's kalte und gemachte und Uhland's schlechte balladen haben 100 leser gegen einen, der Bürger's unsterbliche balladen wirklich kennt».

Dorette kam im folgenden jahre mit einer tochter Marianne nieder und starb an den folgen der entbindung am 30. juli 1784.

Bürger war inzwischen seines amtes, das ihm nie besonders zugesagt hatte, wie wir schon aus dem briefe an Gleim sahen (p. 122), völlig überdrüssig geworden. In einem geburtstagsgedichte an die «gnädige frau Luise Wilhelmine von Uslar, geb. von Westernhagen» scherzte er zwar am 14. september 1782:

„Ein Weib — heißt Frau Justitia —
entnervt mich mit Caressen.
sie wird mit Seel und Leib mich ja
wol noch vor Liebe fressen".

Mit tiefer bitterkeit hatte er aber schon einige jahre vorher das glück angeklagt, welches seine gaben nach frevler laune vertheile und für ihn nur nieten habe. Es ist in dem gedichte «Fortunens Pranger», welches zuerst 1779 im Musenalmanach erschien:

Nieten? Nieten? Nichts als kahle Nieten? —
nun, so niete dich denn satt und matt! —
zur Vergeltung will ich dir auch bieten,
was noch keiner dir geboten hat.

Nicht mit Erbsen muß man nach dir schnellen,
wie ein Lustigmacher etwa schnellt:
an den Pranger und in Eisenschellen
sei, Fortuna, schimpflich ausgestellt! —

Denn sie ist, sie ist die Ehrenlose,
die das ärgste Schandgesindel liebt
und nur selten ihrer Wollust Rose
einem Biedermann zu kosten gibt.

Einen letzten verzweiflungsschritt that er, als er am 29. juli 1782 einen brief an Friedrich den Grossen schrieb und um die anstellung an einer preussischen universität oder sonstwie nachsuchte. Grosskanzler von Carmer empfahl darauf Bürgern auch wirklich dem universitäts-oberkurator von Zedlitz, erhielt aber von diesem die antwort: «Der kurhannoversche amtmann Bürger sei wie alle mit dem geniewesen sich auszeichnenden schöngeister zum erzieher und jugendlehrer nicht zu gebrauchen.» Herr von Carmer theilte dies sehr schonend und verbindlich an Bürger mit und schloss sein schreiben vom 19. november 1782:

«Dessen aber können Sie sehr gewiss sein, dass ich alles anwenden werde, den hiesigen landen einen mitbürger wiederzuverschaffen, der ihnen so viel ehre macht und dadurch der welt zu zeigen, dass man auch bei uns die verdienste des wahren gelehrten ebenso gut zu schätzen weiss, als des soldaten und des finanziers.»

Dem entschluss, sein amt aufzugeben, blieb Bürger aber trotzdem und um so mehr getreu, als er durch intriguen des hofrath Liste bei der regierung wegen pflichtwidrigkeiten verklagt worden war. Er rechtfertigte sich durchaus gegen diese beschuldigungen, nahm aber zugleich im jahre 1784 seine entlassung und liess sich unter Heyne's, Kästner's und Lichtenberg's vermittelung als privatlehrer in Göttingen nieder.

Bald nachher, den 27. juni 1785, wurden zu Bissendorf «Herr G. A. Bürger, dichter und lehrer des deutschen stils zu Göttingen und Demoiselle Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart» kirchlich eingesegnet. Aber schon nach kaum siebenmonatlicher ehe, am 9. januar 1786, verzeichnet das Göttinger kirchenbuch den tod auch der zweiten frau Bürgers, an den folgen ihrer niederkunft mit einem mädchen.

Mit dem gedicht «Himmel und Erde», dessen erste strophe der dichter schon in dem briefe an Boie vom 6. mai 1773 mittheilt und das in die erste ausgabe von 1778 nicht aufgenommen wurde, eröffnen die berühmten Mollylieder, welche die herausgeber — ununterbrochen von heterogenem — zu einer ganz neuen gesammtwirkung vereinigen sollten. Dies erste gedicht enthält schon, wie eine opernouvertüre, alle themen, welche nachfolgen werden, im keime in sich. In dem ganzen haben wir die komplicirte passionsgeschichte eines modernen gemüthes, die süssesten freuden und die tiefsten seelenschmerzen einer liebe, die unendlich viel individueller als die Petrarka's oder auch der minnesänger war, finden hier ihren poetischen ausdruck. Ebenso individuell, überall dem wirklichen leben, der tiefsten empfindung entwachsen wie der inhalt ist, ist es auch die sprache: stets die anschaulichsten bilder, oft ausdrücke aus dem sogenannten gemeinen leben mit glücklichster naivetät eingeführt, fast völlige abwesenheit aller poetischen floskel und phrase.

Die liebe zu Molly und die dieselbe verherrlichenden gedichte haben dem dichter natürlich den vorwurf der unsittlichkeit von seiten der philister zugezogen, während grade in diesen gedichten und namentlich in den beiden berühmtesten der «Elegie als Molly sich losreissen wollte» und dem «Hohen Lied» das ethische gefühl zu seinem schönsten recht kommt:

„Denn, o Gott, in Christenlanden
auf der Erde weit und breit,
ist ja kein Altar vorhanden
welcher unsre Liebe weiht.

Nirgends ist ein Spalt noch offen
für der Hoffnung Labeschein
und auch Wünschen oder Hoffen
scheint Verbrechen gar zu sein."

Und so fleht er am schlusse nur ihn wenigstens nicht ganz von ihrem angesicht zu verstossen, indem er verspricht:

Nicht ein Blümchen nur zu knicken,
Das in diesem Eden blüht.

Ebenso rührend sind dann die selbstanklagen, dass er jenes versprechen doch nicht halten konnte, in dem hohen liede:

„Ruf es laut aus voller Seele:
schuldlos war ihr Herz und Blut
welches Ziel die Rüge wähle,
o so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswuth."

Und in prosa an Boie nach Molly's tode: «Der Allbarmherzige wird mirs um seines lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten taumel der liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen gestalt duftete die blume der sinnlichkeit allzu lieblich, als dass es nicht zu den feinsten organen der geistigen liebe hätte dringen sollen . . . Aber wozu noch die worte? Hin ist hin, verloren ist verloren.» —

Goethe's erste liebes-gedichte, nach seiner bekanntschaft mit Herder — denn die leipziger lieder von 1770 gehören noch ganz der alten, unlebendigen, französischen manier an — erschienen 1775, namentlich das schöne «Mir schlug das Herz, geschwind zu pferde», welches wenig Bürger'sches hat, dagegen sein gedicht, «Hab oft einen dumpfen düstern Sinn» (1776) sehr merkwürdig an einiges in den Molly-liedern erinnert. Etwas ähnliches wie «Hans Sachsens poetische Sendung» oder «Mein altes Evangelium» (beide auch 1776), die ersten blumen der Goethe'schen gedankenpoesie, hat Bürger freilich nicht hervorgebracht. — Wie Goethe Bürger's erste lyrische anfänge freudig begrüsst, so gedachte er dieses «an- und eingeborenen talents» noch im alter (1824) mit wahlverwandter theilnahme.*)

---

*) In einem briefe an Reinhard, den dieser in seiner vollendeten rechtmässigen ausgabe (Berlin, Christiani) abdrucken liess. Siehe S. Hirzels Goethebibliothek.

Als dritte abtheilung der Bürger'schen gedichte ergeben sich endlich die «Sinngedichte», die Schiller «als Bürger's starker nerviger manier nicht zusagend,» gern entbehrt hätte.

In kerniger schlagender weise stigmatisirt Bürger hier politische und akademische zeitzustände, giebt, wie Goethe «den recensentenhunden» auch seinerseits einige amüsante fusstritte und erreicht namentlich in den höchst persönlichen stücken, den kurzen energischen aufschreien des gemüths, oder in den epigrammatischen ohrfeigen, die er wider ihn belfernden lumpen ertheilt, den gipfel der gattung.

Diese Epigramme bilden den schlussstein seiner dichterischen thätigkeit, sie entsprechen wie die «zahmen Xenien» dem höheren alter, das sich bei Bürger durch seine schicksale früher, als es in seinen jahren lag, geltend machte.

Nach dem tode Mollys besuchte ihn Boie und schrieb über seinen freund am 17. september 1787 an Voss: «Er ist der selbe und nur äusserlich feiner geworden und sehr niedergedrückt. Er mag nicht dichten und sitzt bis über den hals in Kant vergraben, den er sehr lieb gewonnen hat und, eine ketzerei in Göttingen, über ihn lesen will». In dem letzteren vorsatz bestärkte ihn namentlich Lichtenberg, und Bürger las auch wirklich «über die kritische philosophie». Mit welchem enthusiasmus und verständniss er sich mit Kant beschäftigte, geht aus dem im «Gesellschafter» 1823 veröffentlichte brief an den Leipziger Kantianer Born hervor, der ihm in zuvorkom-

mender weise geschrieben und eine abhandlung übersandt hatte. Wahre befriedigung hat Bürger als docent aber nie gefunden; es fehlte ihm die gabe des vortrags und noch mehr eine empfängliche zuhörerschaft in Göttingen.

Ausser über die kritische philosophie, las er auch über ästhetik und geschichte. Dass theils bei lebzeiten geschriebene historische abhandlungen, wie «die Republik England», theils seine vorlesungen später veröffentlicht und zum theil in seine werke aufgenommen wurden, kann ich nicht billigen. Denn diese ganze thätigkeit war des dichters sache nicht. Dass sich namentlich in seinen vorlesungen über deutschen stil und sprache manche interessante und noch heute beherzigenswerthe stellen finden, ist gewiss. So heisst es in einem dieser von Reinhardt herausgegebenen manuskripte:

«Ist irgend in dem ganzen gebiete der wissenschaften etwas werth, dass männer sich damit beschäftigen, so ist es die muttersprache. Sie kann zu allem übrigen sagen: ohne mich könnt ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem zeitalter, und schnell vergessen von der nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche sachen, ist ein geschmückter tänzer mit klumpfüssen, und fehlerhaft schreiben, ist so viel, als zerrissene schuhe tragen, woran die löcher mit

kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte einem lieber jede andere gelehrte sünde verzeihen, als eine sprachsünde. Denn nichts steht der ehre unserer literatur mächtiger entgegen als schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend, und, — o, was weiss ich alles? — dass unsere grössten und besten gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!»

In der ankündigung seiner vorlesung (1787):

«Nun sollte man denken, wunder wie lebhaft, wie allgemein der eifer und das bestreben nach vollkommener schreibart, wunder wie auffallend und glänzend der erfolg sein müsse! Allein nichts weniger, als dieses! Der mann von verstand, kenntniss und geschmack sehe doch nur die gedruckten sowohl, als ungedruckten schreibereien selbst unserer neuesten zeiten an, und erstaune nicht über stilistische greuel jeder art bei einem wahrlich nicht kleinen haufen unserer scribenten. Selbst grosse weit und breit umherrauschende namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muss es hier gerade heraussagen, wie sehr es auch verdriesse, da es meiner warmen vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren worten, von denen nichts abgehen kann, muss ich's heraus sagen, dass mir aus der ganzen literärgeschichte kein aufgeklärtes schreibendes volk bekannt ist, welches im ganzen so schlecht mit seiner sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um richtigkeit und schönheit, ja, welches so — liederlich ge-

schrieben hätte, als bisher unser deutsches volk.»

Stil und inhalt erinnern merkwürdig an Schopenhauers abhandlung über den selben gegenstand.

In jenen ersten göttinger jahren bereicherte Bürger auch die komische literatur um ein wichtiges prosawerk, den «Münchhausen», den er nach A. Ellissens trefflicher gelehrter einleitung zu seiner ausgabe (Göttingen, Dieterich, 1849, nur in dieser ausgabe steht die einleitung vollständig, in den späteren ist sie erheblich abgekürzt worden) freilich nur aus einem englischen original 1787 verdeutschte und nur hier und da, im verein mit Lichtenberg, erweiterte.

Rollenhagens Froschmäusler wollte er ebenfalls und zwar in den kurzen reimpaaren des originals bearbeiten; er kam indessen nicht über den prolog und die ersten 50 verse hinaus, welche Reinhard nach des dichters tode aus dem manuskript edirte, beliebter korpulenz seiner ausgabe halber.

Weitere komische anläufe nahm Bürger 1791 («Akademie der schönen Redekünste») in einem fragment gebliebenen epos «Bellin», dessen fabel er dem Ariosto entlehnte. Es sind nur zwei dutzend ottaven, aber in meisterhafter formeller behandlung, wie sie vor ihm nur Wilhelm Heinse, der erfinder der deutschen ottave rime und zwar schon 1773 in jener «Laidion» geschrieben hatte, von der Goethe bewundernd meinte, er hätte nicht geglaubt,

dass so etwas in deutscher sprache möglich wäre.

Der laxen Wielandschen art angehörig ist dagegen die erst im Musenalmanach von 1794 erschienene «Königin von Golconde» nach Boufiers prosa. Bei dem Franzosen entschädigt für die tiefe des inhalts die natürliche, bezaubernde frivolität der behandlung, die grazie der sprache, die eleganz der künstlerischen abrundung. Allein der leichtfertige Wieland war in der nachahmung dieser französischen eigenschaften glücklicher als der tiefere, deutschere Bürger, auf den vielmehr der von ihm hinzugedichtete schluss zu seiner 1793 erschienenen übersetzung des übrigens langathmigen und langweiligen briefes Abälards an Heloise von Pope ausschliesslich anwendung findet:

> Bei dem Liebe mein und seiner Schmerzen
> werde jedes Hörers Brust erregt!
> denn nur der beweget leicht die Herzen,
> welchem selbst ein Herz im Busen schlägt.

Sachen wie die «Königin von Golkonde» oder Wieland's «Komische Erzählungen» kommen aber nicht von herzen und gehen nicht zu herzen.

Wir wissen aus Althoff, dass Bürger in Göttingen sehr viel nur des honorars, das heisst des täglichen brotes wegen schrieb, namentlich die übersetzungen, wozu auch «Benjamin Franklins jugendjahre, von ihm selbst beschrieben», Berlin 1792, gehört. Nur aus diesem grunde

übernahm er auch, zu dem seit 1779 bis zum tode redigirten Musenalmanach, 1791 noch ein neues, in Berlin erscheinendes journal «Die Akademie der schönen Redekünste», das er hauptsächlich durch eigene beiträge speisen musste. Der Musenalmanach brachte ihm durch seinen freund und verleger Dieterich, der ihn überhaupt oft durch vorschüsse unterstützen musste, einige hundert thaler jährlich. Und doch hätte Bürger allein von dem honorar seiner gedichte völlig existiren können, wenn ihm sein eigenster verdienst nicht durch die nachdrucker geraubt wäre. Ueber diese heillosen damaligen rechtszustände klagt er selbst mit gerechter indignation in der vorrede zur zweiten ausgabe seiner gedichte.

Unter den eben geschilderten aufreibenden thätigkeiten begann nun auch Bürger's kränklichkeit mehr und mehr zuzunehmen, das gedicht «Vorgefühl der Gesundheit. An Boie» war leider eine täuschung gewesen und Althoff theilt folgenden stossseufzer seines freundes in nackter prosa mit: «Immerwährende kränklichkeit des leibes belastet mehr denn allzu oft die natürliche kraft und thätigkeit meines geistes mit so drückenden fesseln; sie lähmt dergestalt die lebendigsten springfedern des herzens: dass bisweilen kein leben, kein streben, kein wunsch mir noch übrig zu seyn scheint, als der letzte wunsch aller mühebeladenen und müden, der wunsch, aus einem beschwerlichen zusammengepressten daseyn in die ruhe des nichtseyns hinab zu taumeln.»

Am deutlichsten und ergreifendsten tritt die ganze unglückliche göttinger existenz, in der nur das verhältniss zu den jungen A. W. Schlegel als lichtblick erscheint, uns in Bürger's so sehr schönen, (von dem ersten herausgeber und andern philistern nach ihm als «cynisch und widerwärtig» denuncirten) briefen an Meyer entgegen, die ich daher an dieser stelle nachzulesen bitte. (In dem buche: «Zur Erinnerung an Meyer, den Biographen Schröders.» Braunschweig 1847).

Der bitterste kelch war ihm aber noch für die letzten jahre seines lebens aufgespart: seine dritte ehe. Auf die in den briefen vom 14. märz 1790 an Meyer, vom 22. april 1790 an einen ungenannten (zuerst im Allgem. Litterar Anzeiger von 1799) von ihm selbst erzählte art hatte er sich mit dem «Schwabenmädchen» verlobt. Die vermittlerin dieses bündnisses, eine frau Ehrmann*) in Stuttgart, hatte die braut als ein vortreffliches und namentlich auch schon gegenwärtig vermögendes mädchen geschildert, mit sicherer aussicht auf mehrere bedeutende erbschaften, und so glaubte Bürger sowohl seinen drei unmündigen kindern eine mutter geben, als auch seine äussere lage durch diese heirat erheblich verbessern zu können.

Zwar warnte ihn Meyer durch ein ihm aus Italien mit der unterschrift «Frau Menschenschreck» zugesandtes gedicht, und auch seine

---

*) Briefe von G. A. Bürger an Marianne Ehrmann. Weimar 1802.

freundin Elisa von der Reckè rieth ihm von der heirat ab. Bürger antwortete der letzteren in einem sehr ausführlichen briefe: «Poetisch-phantasiereich fing mein liebeshandel an: aber ich hoffe — meine ehe soll prosaisch glücklich sein.» Von den übrigen inhalt dieses briefes theilte frau v. d. Recke im Gesellschafter von 1823 noch folgendes mit:

«Vorzüglich ist mir im gedächtniss geblieben, dass Bürger, als durch die geistreichen und gefühlvollen lieder und briefe des mädchens aus Schwaben sein herz und kopf schon ganz gefangen waren, er seine geliebte um ihr bildniss gebeten habe. Dies sei nach einiger zeit angekommen, von einem herzlichen briefe begleitet. Mit ungeduldiger liebe habe er das packet eröffnet, sei aber von angst und schrecken ergriffen worden, als er das schöne bild einer *hardie brunette* erblickte. Ihm war, als schwebte seine sanfte, holde, blonde Molly, in aller milde ihres liebreizes, seiner seele vor. Er sah wieder auf das bild der schönen brünette hin; ihr feuriger blick schreckte ihn noch mehr; er warf das bild und den noch ungelesenen brief auf den tisch, lief aus seinem zimmer, schloss hinter sich zu, und eilte, von wunderlichen gefühlen ergriffen, in's freie. Hier kam er an ein waizenfeld. Die zeit wurde ihm gegenwärtig, da er das lied gedichtet hatte: «O, was in tausend liebespracht etc.» und Molly mit den blonden locken und dem sanften blicke schwebte ihm vor augen. Thränen machten seinem beklemmten herzen luft. Ihm war, als

winkte jede kornähre ihm den gedanken zu: knüpfe kein eheband mit dem poetischen mädchen aus Schwaben! Sinnend, wie er sich aus diesem handel auf eine rechtliche art herausziehen könne, ging er langsam nach seiner wohnung zurück. Hier las er nun den brief und, wenn ich nicht irre, auch das gedicht, welche das bild begleitet hatten. Der brief war so innig, so zart, so liebevoll geschrieben, dass er nun das bildniss von neuem betrachtete, und die in jenem geäusserten gesinnungen mit dem ausdrucke der feurigen augen des portraits zu vergleichen suchte. Wie erstaunte er über den angenehmen eindruck, welchen dieses bildniss nun auf ihn machte! Und Bürger entschloss sich, zu dem ihm jetzt so lieb gewordenen originale zu reisen, das einen noch viel günstigeren eindruck auf ihn machte.»

Man darf Bürger nicht zu hart beurtheilen. Alles was sich gegen die ehe auf seiner seite sagen liess, hatte er selbst der mutter und tochter in seiner ihnen übersandten «beichte eines mannes der ein edles mädchen nicht hintergehen will» eröffnet. Dann erschien er persönlich in Stuttgart und erst nach stattgehabter bekanntschaft fand die trauung, im october 1790 statt. Als Lichtenberg erfuhr, dass die neuvermählten im anzuge seien, sagte er: Gut, ich werde kondoliren; und als man ihm die schönheit der madame Bürger lobte: *Sero Jupiter diphteram inspexit.*

Der letzte brief an Meyer enthüllt in kürze, wie schrecklich dem unglücklichen mann dieser

letzte versuch, sich noch einmal emporzuraffen, ausfiel.

Ausführlich schildert diese jammervollste zeit seines lebens der in der «Ehestandsgeschichte»*) enthaltene brief an die mutter dieses verworfenen weibes, welches das haus eines edlen deutschen dichters geschändet. Diese wahrscheinlich von Reinhard publicirte darstellung ist ebenso zweifellos in jedem worte von Bürger verfasst, der sie sogar für welt und nachwelt bestimmte, als sie von der strengsten wahrheit auch nicht ein titelchen abweicht. Das letztre versteht sich für jeden, der Bürgers charakter kennt, ganz von selbst: zum überfluss ist es jetzt noch durch die von G. Waitz herausgegebenen**) gleichzeitigen briefe der verwittweten Karoline Böhmer (später A. W. Schlegels und zuletzt Schellings gattin) an ihren und Bürger's freund Meyer überall bestätigt. Ich theile die wichtigsten dieser briefe hier mit:

G. 8. März 89.

Bürger, dessen bekanntschaft ich ganz kürzlich gemacht — er führt, wie er selbst

*) Berlin und Leipzig. Schulz & Comp. 1812. In dem Wiener nachdruck der werke Bürgers von 1812 sind diese «Aktenstücke» ebenfalls abgedruckt, und danach in der Groteschen Bürger-Ausgabe reproducirt. Der Wiener nachdruck lässt jedoch, wie ich seitdem erfahren, mehrere starke stellen des originales fort.

**) Bei S. Hirzel. 1870. 1. band.

sagt, ein bärenleben und kommt selten aus seiner höhle hervor. Bürger wird auch wohl weggehen; er weiss noch nicht wohin, vielleicht nach Berlin. —

Marburg, 11. Juli 91.

Hätt' ich platz, so schrieb ich Ihnen literar. dinge — von Schiller, der Bürgern um alle menschliche ehre recensirt hat und Bürgern, der sich nur durch ironie zu helfen weiss — eine waffe, die in den händen der meisten schriftsteller, weil sie meistens männer sind, verunglückt und *à plus forte raison* in der seinigen — auch von Bürger dem ehemann, an dem sich die schatten seiner seligen frauen in der lebendigen rächen. —

Göttingen, den 6. Dec. 91.

Ein genauer umgang mit einer gewissen madame Bürger ist den beiden mädchen [Carolinens schwestern], jetzt wieder sehr unvortheilhaft gewesen! Frau Menschenschreck! Du kennst die menschen, du hast wahr prophezeit! Es ist ein kleines niedliches figürchen mit einem artigen gesicht und gabe zu schwatzen — empfindsam wo es noth thut, intriguensüchtig im höchsten grade — und die gehaltloseste coquetterie — der es nicht um einen liebhaber sowohl — ohngeachtet sie auch da so weit geht wie man gehen kann — sondern um den schwarm unbedeutender anbeter zu thun ist, die ihre ganze zeit damit verdirbt und den kopf dabei verliert. Mir thut's sehr weh für

Bürger — eine vernünftige frau, seinen jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen manne gemacht — aber jetzt droht seiner haushaltung ein völliger untergang, weil sie sich um nichts bekümmert — nicht einmal um ihr kind — den kleinen Agathon*), der, seit die leute sich nicht mehr über den nahmen wundern, von aller welt und von der mutter vergessen ist. Nicht ein funken mütterlich gefühl in ihr! — — — Bürger fühlt alles und weiss sich nicht zu helfen — ist es denn so schwer, mann neben euch zu sein, sagt mir Tatter. —

8. Dec.

Er wird eigentlich stupide neben ihr — ist still — und starrt mit abgestorbnen augen in das wesen hinein. Neulich klagte er's mir bitterlich, dass er so gar keinen geist mehr habe. — Kommen Sie doch, ihn wieder aufzuwecken — vor ihrem netz sind Sie sicher — ein gescheuter mann war bis jetzt noch nicht darin. Ach, dann wär's ja zu verzeihn — denn dass ich nicht aus intoleranz so urtheile, versteht sich wohl. Mein liebesmantel ist so weit als herz und sinn des schönen gehn.

Gotha, 10. Mai 94.

Weisst du, dass Bürger sterben wird — im elend, in hunger und kummer? Er hat die auszehrung — wenn ihm der alte D. nicht zu essen

*) Dieses einzige kind der dritten ehe war fast blödsinnig und ist frühzeitig gestorben.

gäbe, er hätte nichts, und dazu schulden und unversorgte kinder. Armer mann! Wäre ich dort, ich ginge täglich hin und suchte ihm diese letzten tage zu versüssen, damit er doch nicht fluchend von der erde schiede. Schreib ihm doch.

Der letzte brief erhält eine eben so trübe illustration durch eine supplik, welche Bürger an das hannoversche ministerium ein jahr vor seinem tode richtete, auf welche er abschläglich beschieden wurde, aber eine remuneration von 100 thaler empfing. Wer möchte es ihm übel nehmen, dass er das antwortschreiben, nach seines sohnes Emil*) erzählung, mit einem derben fluche bei seite warf?

Es war ein tristes ende des stückes, welches so glorreich begonnen. Und dennoch vermochte er noch sich in dem sonett «An das Herz» das eigene schwanenlied zu singen, so rührend schön, wie es nur den auserwählten vergönnt ist:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
wandeln meine Füsse durch die Welt,
bald den Lebensmüden beigesellt
ruh ich aus von meinem pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange,
jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muss dich fragen: was erhält
dich in kraft und Fülle noch so lange?

*) Der sohn Mollys, 1841 in Leipzig in ärmlichen verhältnissen, ohne männliche nachkommen verstorben.

Trotz der Zeit Despotenallgewalt
fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
liebend wie die Nachtigall zu schlagen.

Aber ach, Aurora hört es kalt
was ihr Tithons Lippen holdes sagen —
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!

Am 25. und 26. februar 1794 besuchte ihn der von Schiller so hochgepriesene Schweizer Matthisson. Wohlwollend streckte ihm der bescheidene Bürger die dürre hand entgegen und sagte: Sie haben vier verse gemacht, die mich oft getröstet haben und für die ich Sie einen griff in meine gedichte möchte thun lassen, welchen Sie wollten:

Psyche trinkt und nicht vergebens!
plötzlich in der Fluten Grab
sinkt das Nachtstück ihres Lebens
wie ein Traumgesicht hinab.

Er deklamirte gedämpft und leise, als wehte die stimme vom stillen Lethe selber hinauf. Wie Matthisson in seinen «Erinnerungen» berichtet, fand er Bürger «abgezehrt, bleich und entstellt, mehr dem tode als dem leben angehörend, nur seine blauen augen leuchten noch. Man hat mühe seine leise sprache zu verstehen, da seine stimmorgane gelähmt sind.»

Ein ungenannter theilt in Herrig's Archiv (band XXI) mit, dass Bürger noch einen tag vor seinem tode sehr durch eine sendung gedichte des universitätspredigers Volborth erheitert sei:

weil dieselben einen herrlichen beitrag zu seinem «Schofelarchiv» abgegeben hätten.

«Bürger», erzählt sein arzt und biograph, «lernte die über seinem haupte schwebende unüberwindliche todesgefahr erst wenige tage vor seinem ende kennen. Bis dahin nahm bei ihm, wie das bei schwindsüchtigen meistentheils zu geschehen pflegt, die hoffnung zur besserung mit der krankheit zu; und ich habe es immer für grausam gehalten, solchen kranken das einzige auch noch zu entreissen, was ihnen die natur absichtlich, wie es scheint, gelassen hat, um ihren bejammernswürdigen zustand erträglich zu machen, — die hoffnung. Erst als ihm selbst die augen über seinen zustand aufzugehen anfingen, gestand ich ihm, dass er freilich jetzt nicht mehr hoffen könnte, von dieser krankheit zu genesen. Weit entfernt, durch diese entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete er, es komme ihm nun selbst so vor, und wünschte sich nur einen leichten tod. Er sagte mir, er würde es gern sehen, wenn in seiner todesstunde sich einige freunde um ihn versammelten, und sich, ohne die allergeringste betrübniss zu äussern, in munteren und geistreichen gesprächen unterhielten, indem er die augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Am 8. junius 1794 verging ihm gegen abend der kleine überrest von sprache vollends. Er wollte seinem mehrjährigen rechtschaffenen freunde, dem Herrn Dr. Jäger, der auf seine dringende bitte die vormundschaft über die

kinder übernommen hatte, und mir etwas sagen, konnte aber kein vernehmliches wort mehr hervorbringen. Wir baten ihn, zu versuchen, ob er uns seine meinung nicht schriftlich mittheilen könnte; aber auch die augen versagten ihm ihren dienst; es war und blieb ihm, aller angezündeten lichter ungeachtet, zu dunkel, und indem er den mund öffnete, um mir eine ihm vorgelegte frage mit ja zu beantworten, blies er sanft seinen letzten athem aus, in einem alter von sechs und vierzig jahren, fünf monaten und acht tagen.

So wurde ihm also doch der letzte wunsch gewähret, ihm, der so manchen in seinem leben vergebens gethan hatte, der tod zeigte sich ihm in einer gar nicht schrecklichen gestalt, indem er weder von moralischer furcht, noch körperlicher angst, oder schmerzen begleitet war. Ja, vielleicht würde er ihm, nach allem, was er erduldet hatte, sogar willkommen gewesen sein, wenn er ihn nicht von vier geliebten kindern, — einer tochter von der ersten frau, einem sohne und einer tochter von der zweiten, und einem sohne von der dritten, — getrennt hätte. Herr doctor und garnisonmedicus Jäger, den er unmittelbar nach jener entdeckung, etwa drei tage vor seinem ende, zu sich bitten liess, versichert, bei wenig menschen, die sich dem tode so nahe gewusst, eine ruhigere gemüthversfassung beobachtet zu haben.

Ueber sein vermögen, welches zur bezahlung der mässigen schulden nicht hinreichte,

die er bei so ungünstigen schicksalen zu machen genöthigt war, entstand ein concurs-process, welcher jetzt der entscheidung nahe ist».

Dr. Althoff's schilderung von Bürger's charakter, aus mehrjährigem umgang geschöpft, erscheint so unparteiisch und trefflich, dass ich aus derselben hier ebenfalls das wichtigste beibringe:

«Was Bürgern, als menschen betrachtet, am meisten auszeichnete, das war ein ungemein hoher grad von herzensgüte und wohlwollen gegen alle geschöpfe. Ich habe wenige menschen gekannt, welche ihn darin übertroffen hätten. Diese herzensgüte und dieses wohlwollen gegen andere zeigte sich nicht blos durch wörtlich geäusserte theilnahme an fremdem unglücke, sondern er pflegte es auf die thätigste art zu beweisen, wie innig und aufrichtig seine theilnahme war. Bei der grossen berühmtheit seines namens wurde er sehr häufig von fremden abenteurern überlaufen, und nicht selten auch von wirklich hülfsbedürftigen gelehrten und künstlern um unterstützung angesprochen. In solchen fällen gab er, der doch selbst nichts übrig, oft das nothwendige nicht einmal hatte, gewöhnlich einige gulden oder thaler, und wären es auch seine letzten gewesen, mit einer so guten art hin, dass der empfänger dadurch noch mehr, als durch die gabe selbst, aufgerichtet und zur dankbarkeit und liebe gegen den geber hingerissen wurde. Ich weiss dieses theils als zeuge und theils aus

verschiedenen schriftlichen danksagungen der empfänger. Aber eine einzelne handlung meines freundes muss ich hier noch erzählen, weil sie den adel und das grossmüthige wohlwollen seines herzens, dem nachtragender hass und rachsucht ganz fremd waren, in einem schönen lichte darstellt.

Ein mann, der ihn auf das empfindlichste beleidigt, der ihn um die vom grossvater ihm anvertrauten cautions-gelder betrogen, der ihn bei seinem gerichtsherrn verleumdet, und das memorial an die königliche regierung, worin Bürger so böser dinge beschuldigt wird, verfasset hatte — eben dieser mann, der nun in den armseligsten umständen verstorbene hofrath Liste, dem es an menschenkenntniss gar nicht fehlte, hatte im jahre 1785 den muth, sich schriftlich an den von ihm so schwer beleidigten Bürger zu wenden, mit der bitte: alles vormals geschehene zu vergessen, und ihm in seiner gegenwärtigen noth, da es ihm an allen mitteln fehle, sich und seiner kranken gattin das leben zu fristen, mit einiger unterstützung beizustehen. Bürger vergass auf der stelle alle beleidigungen, wurde auf's innigste gerührt, und bedauerte, dass seine umstände ihn kaum eine gabe von einigen thalern verstatteten. Aber er that etwas, das ihm, bei seiner von jeder art der zudringlichkeit so weit entfernten denkungsart, gewiss weit grössere überwindung kostete, als die aufopferung einer namhaften summe aus seinen eigenen mitteln. Er forderte die angeseheneren

einwohner von Göttingen durch einige zeilen, die er herumlaufen liess, auf, einem durch mangel in's höchste elend versunkenen menschen von ihrem überflusse etwas mitzutheilen. Der mensch, sagte er, habe zwar keine grossen ansprüche auf hochachtung und sein gegenwärtiges unglück sey wohl nicht ganz unverschuldet; aber er habe als unglücklicher ansprüche auf unser mitleiden, und das mitleiden borge ja der gerechtigkeit nicht immer die wage ab, u. s. w. — Der erfolg dieser unternehmung übertraf Bürger's erwartung. Es kamen in wenigen stunden gegen hundert thaler zusammen, die er nebst seinem eigenen schärflein dem unglücklichen mit grosser freude übersandte.

Aber weichheit des herzens und empfänglichkeit für mitleid, selbst mit menschen, die es um ihn so wenig verdient hatten, war nicht der einzige rühmliche zug in Bürger's charakter. Sein moralischer sinn war eben so fein und zart als sein ästhetischer, und seine grundsätze waren gewiss nicht verwerflich, wenn er gleich zuweilen, oder vielmehr oft, verleitet wurde, ihrer zu vergessen.»

Bildnisse von Bürger finden sich: vor dem 35. bande der Allg. deutschen Bibliothek, sehr unähnlich; im Journal von und für Deutschland (1785); vor seiner Gedichtausgabe von 1789 und vor dem Musen-Almanach von 1795. Ferner von J. C. Krüger in gr. 8°., von J. H. Klinger in kl. 4°., und von Riepentz in 12°. Von wem das ganz vorzügliche bild

vor der Dieterich'schen ausgabe von 1844 ist, ist auf demselben nicht angegeben.

Von dem bilde von 1789 sagt Bürger selbst in der «Beichte»: «Das profil soll, wie viele behaupten, mir ziemlich gleichen, wiewol andere dies wieder läugnen . . . Ich habe dunkelblondes haar und blaue augen. Der mund soll ganz verzweifelt hässlich sein. Das liebenswürdigste der weiber pflegte zu sagen: 'Bürger, es ist kein anderes mittel, man muss dich unaufhörlich küssen, damit man nur den hässlichen mund nicht sehe, den du bisweilen wie ein wahrer tropf hängen lassen kannst.»

Bürger's handschrift war gross, derbe und frei, an Goethe entfernt erinnernd; er unterschrieb sich gern mit dem monogramm GAB. Gegen ende seines lebens wurde freilich auch die handschrift kleiner, krüppliger, man möchte ihr das gedrückte ansehen. Man vergleiche das facsimile seiner handschrift aus dem jahre 1791 (in der ausgabe von 1844) mit dem aus meinem besitz mitgetheilten facsimilirten briefe von 1778.

Bürger's und Molly's gräber sind unbekannt. Der als Bürger's grab geltende fleck des St. Johanniskirchhofes, mit einer mesquinen sandsteinsäule, (auf der, sogar *in duplo*, zu lesen «Die Stadt Göttingen dem Dichter Gottfried August Bürger») verunzierte, ist keineswegs sicher als identisch rekognoscirt worden. Nach des todtengräbers erzählung sah ein alter schneidermeister den buchhändler Dieterich auf das grab des dichters eine akazie

pflanzen. An dieser wollte man gegen ende der vierziger jahre, als man auf das grab ein denkmal zu setzen beabsichtigte, die stelle erkennen. Die akazie wurde bei dieser gelegenheit abgehauen, um für das nachher nicht zu stande gekommene denkmal raum zu gewähren. Schon gleich nach Bürgers tode wurde ihm übrigens in dem Ulrichischen, später Seelenschen garten vor dem Albanithore, den er vorzüglich in den ersten morgenstunden der schönen frühlingstage zu besuchen pflegte, eine art von monument gesetzt, eine traurige person — muse oder Germania — an einer urne mit des dichters namen und falschem geburtsdatum. Die 200 thlr., die diese unwürdige pfuscherarbeit gekostet, wurden durch eine sammlung aufgebracht, wozu u. a. der kammerherr graf Harrach in Wien 48 thlr., der assessor baron Kielmannsegge in Güstrow 52 thlr., Dieterich 5 thlr., Nikolai in Berlin 3 thlr., Lichtenberg 2 thlr. und Schiller 1 thlr. 12 gr. beisteuerten. Gegenwärtig steht das mit ölfarbe übertünchte jammerbild, dem viele jahre hindurch die nase fehlte, in den göttinger städtischen anlagen.

Ovid's spruch hat sich nicht erfüllt:

Pascitur in vivis livor, post fata quiescit

und Schopenhauer hatte recht zu sagen: «Sie setzen leuten monumente, aus denen einst die nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. — Aber Bürger'n setzen sie keines.»

BIBLIOGRAPHISCHER ANHANG.

Die erste original-ausgabe unseres dichters führt den titel:

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Mit 8 Kupfern von Chodowiecky.

Mit Churfürstl. Sächs. Gnädigstem Privilegio.

Göttingen,

gedruckt und in Kommission

bei

Johann Christian Dieterich.

1778.

Hievon erschien, noch im selben jahr, wol der erste der nach Althoff «zahllosen» nachdrücke, Frankfurt und Leipzig 1778 (ohne die kupfer und das subscribentenverzeichniss) in etwas grösserem oktav und auf weit schlechterem papier als das original. Die erste ausgabe enthält auf 328 seiten 66 gedichte, voran gehen 14 unpaginirte blätter, jedes in zwei

enggedruckten spalten die subscribenten verzeichnend (der preis betrug 1 thlr. 8 gr.); dann folgen XXII seiten «Vorrede». Die sammlung ist chronologisch geordnet und steht vor jedem gedicht das datum seiner entstehung. Wie wenig genau es der dichter indess mit dieser chronologie nahm, ergiebt ein von Weinhold zuerst publicirter brief an Boie vom 6. april 1778.

Elf jahre später erschien die zweite und letzte ausgabe von Bürgers hand:

Gedichte

von

Gottfried August BUIRGER.

Mit Kupfern.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigstem Privilegio.

Göttingen.

Bei Johann Christian Dieterich.

MDCCLXXXIX.

Dieser titel ist in stahlstich, mit geschmackloser verzierung ausgeführt, gegenüber steht das portrait, das Althoff für das ähnlichste erklärt. Es folgt ein zweiter titel mit deutschem druck, auf welchem «Erster Theil» bemerkt ist. Auf die vorrede (p. 3—42) folgt das «Verzeichniss der Gedichte des ersten Bandes» (p. 43—46)

und dann mit neu anhebender paginirung ein schmutztitel:

Erstes Buch.

Lyrische Gedichte.

Es sind 73 gedichte (p. 3—272).

Der stahlstichtitel des zweiten bandes lautet:

Gedichte

von

Gottfried August Bürger.

Mit Kupfern.

Zweiter Theil.

Göttingen.

Bei Johann Christian Dieterich.

MDCCLXXXIX.

Auf das verzeichniss der gedichte des zweiten bandes (p. 3—6) folgen «Verbesserungen im ersten Bande» (p. 7—10), sodann auf sieben unpaginirten blättern, jedes von durchschnittlich 34 zeilen, das «Verzeichniss der Pränumeranten und Subscribenten». Boie nahm 10, Gleim 4, ein ungenannter für seine freunde 100 exemplare. Auch diese ausgabe kostete 1 thlr. 8 gr., auf schreibpapier 2 thlr.

Eine frische paginirung hebt vom ersten schmutztitel an:

Zweites Buch.

Episch-lyrische Gedichte.

22 gedichte (p. 5 bis 220).

Dann folgt:

Drittes Buch.

Vermischte Gedichte.

49 gedichte (p. 225—296).

Die 1. ausgabe, im cimelienschrank der göttinger bibliothek befindlich, habe ich auf das sorgfältigste mit der 2. in meinem besitz verglichen. Auch die exemplare der 2. ausgabe sind indessen nicht alle authentisch. Der verleger liess heimlich nachschüsse machen, welche druckfehler enthielten. Bürger protestirte hiegegen in einem brief an Dieterich; vom 3. april 1791 (in Westermanns Monatsheften vom mai 1872 abgedruckt) und erkannte nur die «ächte von ihm revidirte auflage» an.

Von den 66 gedichten der ausgabe von 1778 hat Bürger nun blos ein ganz bedeutungsloses 14 zeilen langes «Fragment» betiteltes stück, sowie das lateinische original des oben besprochenen zechliedes weggelassen. Die chronologischen daten hat er sämmtlich gestrichen um so mehr, da die anordnung nun-

mehr die allein in der sache begründete, den drei völlig verschiedenen kategorien dieser gedichte allein gemässe geworden war.

Die varianten im einzelnen zwischen den beiden ausgaben sind weder zahlreich noch bedeutend, meist leise änderungen im ausdruck, und stets wirkliche verbesserungen. Die erste ausgabe schloss mit dem lied an den mond (im april 1778), welches hier noch die nachher weggebliebene strophe enthielt, nach der verszeile:

> Wollt ich allein dich stumm vorüber gehn,
>
> Besonders da ich jetzt mit einem Bande
> vol meiner Reimereien, her und hin
> im ganzen werthen teutschen Vaterlande
> hausiren umzugehn entschlossen bin.

Die 65 aus der ersten in die zweite auflage übergegangenen gedichte sind in letztrer also vertheilt: 1 bis 41 (An den Mond) im Ersten Buch «Lyrische Gedichte»; 1 bis 13 (Entführung) im Zweiten Buch; und 1 bis 10 im Dritten Buch «Vermischte Gedichte». Insofern ist also die chronologie im grossen eingehalten, dass diese 65 gedichte von 1778 überall, unvermischt mit späteren, vorangestellt worden sind.

Dem text von 1789, der ausgabe letzter hand, ist im einzelnen überall vor der ersten ausgabe der vorzug zu geben.

Inzwischen projektirte Bürger schon 1790 eine neue ausgabe seiner gedichte (vergl.

den brief an Meyer vom 20. märz 1790). Der Musen-Almanach von 1792 brachte das Molly-lied «das Mädel, das ich meine» in einer totalen umarbeitung unter dem titel «die Holde, die ich meine» mit der anmerkung: «Zur probe der feile, welche mehrere meiner lieder für die ausserordentliche ausgabe erfahren haben, welche nunmehr gewiss, und, wenn anders die künstler keinen aufschub veranlassen, zur nächsten L. ostermesse erscheinen wird.»

Obwohl aber nach und nach 205 abonnenten sich gefunden hatten, kam die ausgabe nicht zu stande, weil Bürger kein ende am korrigiren finden konnte. Auf diese unglückliche idee des ewigen verbesserns war er durch Schiller's recension gekommen: er wollte, trotz besserer, eigener einsicht, die vermisste «Idealität» parforce hineinbringen. Ich verweise von hier auf Bürger's eigene worte in seiner «Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier».

Keinesweges aber will ich hier im allgemeinen A. W. Schlegel's meinung beistimmen, wonach die kunstwerke gleich von selbst korrekt zur welt kämen und dem künstler weiter keine grosse arbeit verursachten. Aus den briefen über die «Leonore» ergiebt sich, dass Bürger wenigstens auch bei diesem werke die definitive vollendung sich sauren schweiss kosten liess. Althoff erzählt: Bürger habe durch Boies anfängliche strenge kritik die kunst gelernt, *de faire difficilement des vers* und er habe ihn oft versichert: «Er hätte seinen

dichterruhm nicht sowohl ungemeinen talenten, als vielmehr der grossen mühe und dem langen unverdrossenen gebrauche der feile bei seinen kunstwerken zu verdanken. Dazu triebe ihn ein gewisser geschmack an, dem selten etwas ganz schlechtes genügte. Das wäre aber der fehler der meisten mittelmässigen dichter, dass sie sich in jede geburt ihrer muse sogleich verliebten, und sie keiner weiteren verbesserung bedürftig oder empfänglich glaubten. Seine besten gedichte hätten ihm gerade auch die meiste anstrengung beim ausbessern gekostet. — Er veränderte nicht blos einzelne wörter und zeilen; sondern es blieb oft, wie er zu sagen pflegte, kein stein auf dem andern.»

So pflegte auch Goethe und namentlich Heinrich Heine den grundsatz Swifts (wenn auch *cum grano salis* natürlich) anzuwenden: *If you admire anything particularly, strike it out!*

Die künstlerischen ideen kommen allerdings leicht und mühelos, wie im traume: ihre ausführung, die wirkliche produktion eines werkes ist eine geistige herkulesarbeit. Ich erinnere hier an das unsterbliche kapitel XXI in der *Cousine Bette* des grossen *De Balzac* «*Ce qui fait les grands artistes*,» und kehre zu Bürgers «ausserordentlicher» gedichtausgabe zurück.

Es war ein grosses glück, dass dieselbe nicht zu stande kam. Wir sind nun berechtigt, die ausgabe von 1789 als ausgabe letzter hand

anzusehen und nur in relativ seltenen ausnahmefällen auf die späteren lesarten rücksicht zu nehmen. Diese lesarten sind von Reinhard zuerst mitgetheilt und in den text aufgenommen, als er im auftrage der Dieterich'schen Buchhandlung, zur befriedigung der pränumeranten, 1796 die neue (3.) ausgabe bearbeitete. Er erklärte in der vorrede, dass er unter den verschiedensten lesarten, die Bürger theils in dem 1. band der ausgabe von 1789, theils auf lose blätter notirt habe, selbständig gewählt habe. Nicht Bürger wählte also, sondern der assessor Reinhard, einer der mittelmässigsten poetaster, die je in Marsyas fusstapfen gewandelt. Ein bestimmter befehl Bürgers, dass die künftige ausgabe etwa diese und nur diese lesart haben dürfe, existirt nicht. Er hatte sich eben nur allerlei marginalien notirt, heute diesen, morgen jenen einfall, übermorgen verwerfend, was er gestern schrieb. Von einer endgültigen redaction war nicht entfernt die rede. Mit um so grösserem recht sagt daher Schlegel, nachdem er bemerkt, dass der liebhaber, der die posthume ausgabe aufschlägt, seine vormaligen lieblinge kaum wiedererkennen würde: «Ich glaube, die herstellung des besseren würde keine verletzung der rechte des dichters sein, der zwar mit seinen hervorbringungen nach willkür schalten, aber nichts einmal gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Tasso, der mit den korrecturen ins grosse gieng, sein umgearbeitetes, mit mühsam

demonstrirten vorzügen ausgestattetes Jerusalem nicht durchsetzen!»

Auf Reinhard's ausgabe der gedichte von 1796 (sie enthielt 133 gedichte — von den 144 der ausgabe von 1789 waren 36 zufolge Bürger's schriftlicher oder mündlicher anordnung weggeblieben, nur 24 nach 1789 entstandene*) neu hinzugefügt), folgte nach mehreren auflagen bei Dieterich seine «Vollendete rechtmässige Ausgabe» (Berlin, Christiani 1823), über welche er mit Dieterichs in process gerieth. Diese ausgabe von 1823 nahm alle die in der ausgabe von 1796, Bürger's willensmeinung gemäss, fortgelassenen wieder in den text auf und brachte die nummern der gedichte auf 170; alles offenbar nur um seiten zu füllen und honorar zu lukriren. Die von ihm einmal ausgewählten Bürger'schen neuen lesarten behielt er überall bei.

Die bei Dieterich erschienenen ausgaben, von der von 1833 an, drucken nun diesen Reinhard'schen text von 1823 im wesentlichen einfach wieder ab.

Von sehr zahlreichen andern neuen ausgaben zu schweigen, erschien 1869 auch in Brockhaus Bibliothek der deutschen Nationalliteratur eine «Neue vollständige*) Ausgabe» der «Gedichte», herausgegeben von Julius Titt-

---

*) Die *nach* 1789 entstandenen, namentlich die epigramme, am vollständigsten in Bürgers Werken (*Wien* 1812); während Tittmann «manche als zur veröffentlichung für die grosse leserwelt nicht geeignet» auslässt.

mann, die ich schon mehrfach zu erwähnen hatte. Auch diese hat sich, ohne jede berücksichtigung der ausgabe letzter hand, die Reinhardschen lesarten angeeignet, und giebt überdies einen durch mehrere sinnstörende druckfehler*) entstellten text. Tittmann befolgt ebenfalls die geradezu konfuse anordnung, eine chaotische unordnung, in die Reinhard die gedichte gebracht hat, als er von Bürger's weiser eintheilung in drei bücher willkürlich abwich, die chronologische einführte und nun, beim häufigen mangel von bestimmten chronologischen daten, nach vagen vermuthungen die stücke blind durcheinander warf.

Möchten die künftigen herausgeber ausschliesslich die ausgabe letzter hand von 1789 zu grunde legen! Möchten sie aber auch erwägen was Herder in seiner recension der Althoffschen biographie sagte: «Bürgers leben ist in seinen gedichten; diese blühen als blumen an seinem grabe; weiter bedarf er, dem in seinem leben brot versagt ward, keines steinernen denkmals. Möge eine freundschaftliche hand Bürgers gedichten ihre flecken nehmen und eine ausgabe solcher gewählter stücke zum bleibenden ruhm des dichters veranstalten!» — und was Bürger selbst 5 jahre vor seinem tode geschrieben: «Es möge das ächte poetische

*) Z. b. in dem gedichte: *«Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem korn»* lautet die zeile:

O lieber, das glaube der trügerin nicht

bei Tittmann:

O lieber, das glaube der tigerin nicht.

gold seiner gedichtsammlung, welches vermuthlich nur wenige bogen fasse (vgl. oben p. 123), ausgebrannt und von den schlacken gereinigt werden, welche deutschen geist und geschmack vor gegenwart und zukunft entehren könnten,» wobei ihm des Cervantes ausspruch in dem berühmten sechsten kapitel des ersten bandes seines hauptwerkes vorgeschwebt zu haben scheint: «*Ein foliant «Schatz verschiedener Dichtungen». Wenn es ihrer nicht so viele wären, wären sie mehr werth; man müsste das buch erst durchsieben und von den schlacken reinigen, die sich unter den erhabenen stücken befinden.*»



W. d. ...
20

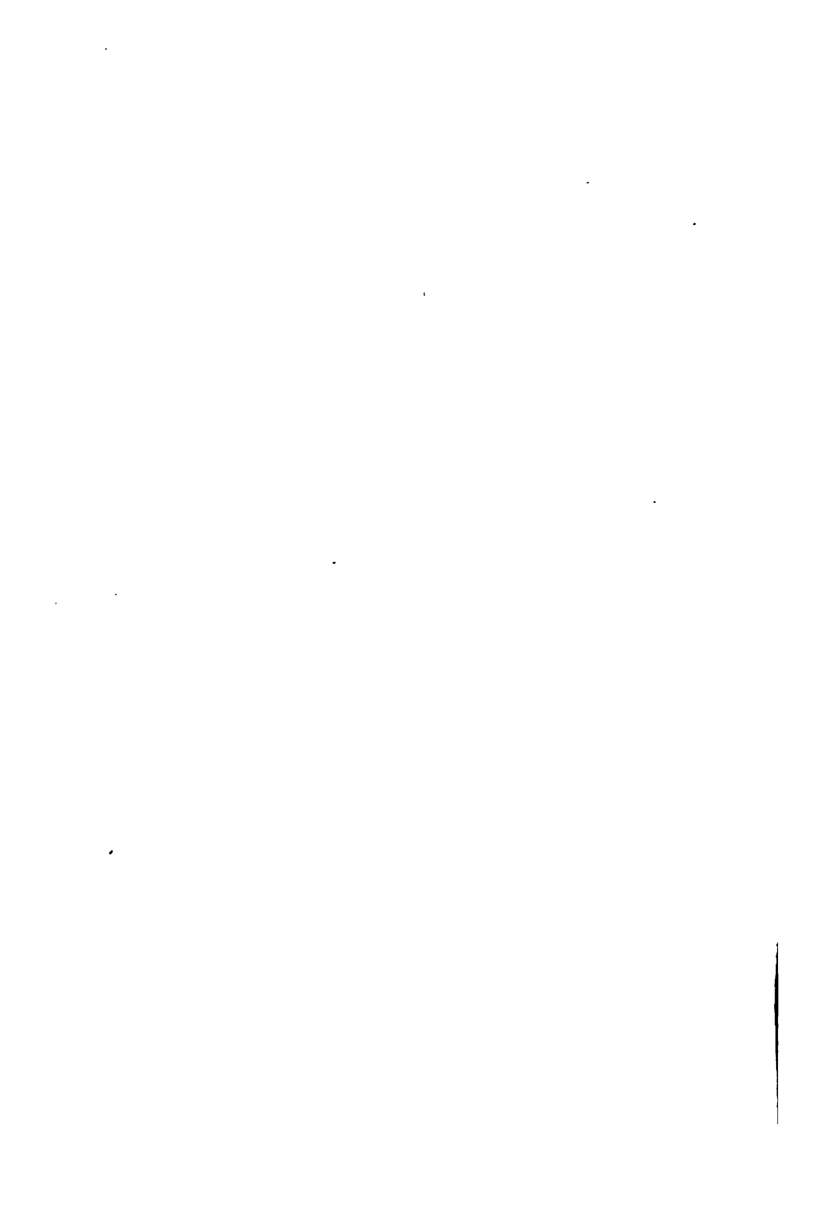
Der bekränzten Liebe ...
Superklug! Der ...
viel Geschichter aus ...
achtbaren Gesellen!
Der Kps. bogen viel ...
auch einmal bekommen ...
aber wilde Gesang...
so viel Freude...
weiß, ob ich einen ...
nicht. Adieu!

... am ... Mai 1948.

... ein Schriftstück [illegible]
... [illegible] [illegible] [illegible]
... [illegible], da

... Bitten auch
... [illegible], [illegible]
... [illegible] [illegible]
... daß ich nicht
... habe aber

[illegible signature]





DIE PARODIE IN OESTERREICH.

Die literaturbewegungen Norddeutschlands im XVIII. jahrhundert haben im süden Deutschlands eigentlich allemal nur in Oesterreich, als dem bedeutendsten staat mit der damals ersten stadt des Deutschen Reiches, dem deutschen Paris, in Wien ihr echo gefunden. Klopstocks Oden wurden von dem Wiener bibliothekar Michael Denis in «Ossian und Sineds Liedern» nachgeahmt Alxinger schrieb seinen «Doolin von Mainz» und noch ein anderes langes heldengedicht, dessen titel mir entfallen, welche beide von Wieland's «Oberon» oder «Neuem Amadis» kaum zu unterscheiden sind; der jesuit Aloys Blumauer begann (in seinen gedichten von 1782) mit einer parodie des an sich schon parodistischen carmens von Bürger «Herr Bacchus ist ein braver mann» woraus er machte (um den tyrannen zu übertyrannen): «Herr Bacchus ist ein schlechter mann, ein schmutzger grober bengel.»

Auch Blumauers berühmtes werk, die zuerst 1784 erschienene «Travestirte Aeneide» wurde durch den norddeutschen poeten Michaelis angeregt, welcher seinerseits wieder unzweifelhaft Bürgers berühmte parodistische romanze von der «Princessin Europa» zum inspirirenden genius hatte. Denn dies Bürgersche gedicht wurde, wie wir gesehen, 1771 an Jakobi mitgetheilt und Jakobi ist grade des Michaelis freund und gönner, an den er das erste fragment seiner travestirten Aeneis sandte. Dass es indess keineswegs der Bürgersche einfluss allein war, der die entstehung der parodie in Wien veranlasste, wird die nachfolgende, zugleich einen überblick über die gesammte parodieliteratur bietende skizze näher ausführen. —

«Das verfahren der parodie besteht darin, dass sie den vorgängen und worten eines ernsthaften gedichtes oder dramas unbedeutende, niedrige personen oder kleinliche motive und handlungen unterschiebt. Sie subsumirt also die von ihr dargestellten platten realitäten unter die im thema gegebenen hohen begriffe, unter welche sie nun in gewisser hinsicht passen müssen, während sie übrigens denselben sehr incongruent sind; wodurch dann der widerstreit zwischen dem angeschauten und dem gedachten sehr grell hervortritt». (Arthur Schopenhauer, «Die Welt als Wille und Vorstellung» 3. aufl. II, 104). Von der parodie ist die travestie nicht wesentlich, sondern nur formell, nämlich dadurch unterschieden, dass

sie von wort und metrum des originals abweicht, durch ein eigenes burleskes versmass lächerlich zu wirken sucht, während die parodie das metrum durchaus, die vorhandenen worte so viel wie möglich beibehält und nur in einem andern, komischen sinne anwendet.

Die plötzliche wahrnehmung einer incongruenz zwischen dem abstracten und dem anschaulichen erklärt ja nach dem eben citirten philosophen das phänomen des lachens; sein ursprung ist allemal die paradoxe und daher unerwartete subsumtion eines gegenstandes unter einen ihm übrigens heterogenen begriff. Schon der verfasser der «Vorschule der Aesthetik» hatte hierauf aufmerksam gemacht, indem er als classisches beispiel des komischen die situation des Sancho Pansa anführte, welcher sich eine ganze nacht lang in der schwebe über einem seichten graben erhielt, weil er ihn für einen klaffenden abgrund ansah. Jean Paul definirte das lächerliche daher als «den angeschauten unverstand», als «die unendliche ungereimheit», ein etwas unklarer ausdruck, dem wir die deutliche bestimmtheit der Schopenhauer'schen definition unbedingt vorziehen werden. Den humor, als die höchste gattung des komischen, nannte der selbe Jean Paul «den komischen weltgeist», indem er wiederum an Cervantes nachwies, dass sein zwillingsgestirn der thorheit, geist und leib, idealismus und realismus, über dem ganzen menschengeschlecht stünde. Die niedern gattungen der komik haben es eben nur mit einzelnen thoren,

einzelnen thorheiten zu thun; hier erwarten und finden wir auch nicht jenen tiefen ernst, den Schopenhauer hinter allen «scherzen und possen des Romancero» merkte, und weshalb er Heinrich Heine einen «wirklichen humoristen» nannte.

In der stufenleiter der species des komischen muss die parodie jedenfalls die unterste stelle einnehmen, denn nur in voraussetzung und stetem bezug auf ein schon vorhandenes original ist sie überhaupt wirksam, ja verständlich. Jedes wirkliche kunstwerk ist aber ein selbständiges ganze, eine welt für sich und aus sich selber voll deutbar und erklärlich.

Die parodie ist zudem ihrem wesen nach eigentlich nur eine, wenn auch besonders drastische und mit allen vortheilen des rhythmus und reims ausgestattete literarische k r i t i k. Sie ist daher auch nur auf kunstschöpfungen mit erfolg anzuwenden und angewendet, welchen ein dichterischer grundmangel von geburt anhaftet.

Euripides konnte vom Aristophanes in den «Fröschen» wirksam parodirt werden, Aeschylos und Sophokles haben keine solche parodien erfahren. Und wenn die Griechen auch ernste verse des Homer auf alltagsvorgänge komisch anzuwenden liebten, wie Matron mehrere tausend homerische verse auf die kochkunst applicirte, so dass Henricus Stephanus 1573 einen band *Homeri et Hesiodi certamen, Matronis et aliorum parodiae ex Homeri versibus* ediren konnte: die Homerische dichtung als

solche ist doch nicht parodirt worden. Denn die «Batrachomyomachie» ist nach Welcker's gewiss richtiger ansicht eine satire auf späte schlechte nachahmungen der Ilias. Von Shakespeare's «Troilus und Cressida» urtheilte schon Goethe: hier sei weder parodie noch travestie, nur eine umformung, umsetzung jenes grossen werkes ins romantisch-dramatische («Briefwechsel mit Zelter» III, 436, 437). Es dürfte aber doch wohl wenigstens eine parodie des romantischen epos des Boccaz, «Filostrato», das Shakespeare durch Chaucer kennen lernte, vom dichter beabsichtigt gewesen sein.

Der grund, weshalb jene grössten alten nicht zu parodiren waren, ist leicht ersichtlich. Die erhabene einfalt des Aeschylos, das sittliche pathos des Sophokles und die ernste und heitere naivetät Homer's sind ungesucht und ungekünstelt, sie entspringen durchaus aus dem gegenstande und nirgends tritt übertreibung oder unnatur hervor. Bei dem sentimentalen Euripides ist fast überall das gegentheil der fall, bei ihm ist das pathos nur um des pathos willen da.

Noch weit weniger sind die grossen dichter der neuen literatur zu parodiren, ein Dante, Cervantes, Shakespeare. In ihren werken ist dem erhabenen das correctiv des komischen gleich mitgegeben, als wahre humoristen umfassen sie die ganze welt nach ihrer tragischen und lächerlichen, idealen und realen seite, immer aber schimmert eine grosse weltidee in tiefsinnigem ernste durch den hintergrund.

Der dichter der «*Divina Commedia*» entlehnt vergleiche dem würfelspiel der schenken; von seinem teufel sagt er gelegentlich: *Et egli avea del cul fatto trombetta* (*Inf.* XXI), «und muss schon allein wegen jenes grossen höllischen genrebildes von den betrügern der höchste meister kolossaler komik heissen» (Burckhardt, «Kunst der Renaissance», 1. aufl., p. 155). Als der edle Don Quixote auszieht, dem unrecht in der welt ein ende zu machen, werden ihm die ritterwaffen dazu von fahrenden dirnen «*del partido*» angelegt! Fallstaff parodirt das königthum, das in einer andern scene des dramas seine schönste verherrlichung erfährt; Hamlet und Polonius, Lear und der Narr, Macbeth und sein Pförtner treten in Einem stücke auf. Weil so diese werke in ihrer erstaunlichen universalität die gemeine realität so gut im spiegel der kunst auffangen wie die sublimsten empfindungen und thaten des menschengeistes, kann ihnen die parodie gemäss ihrem oben beschriebenen wesen gar nicht beikommen.

Kein dichter aber in der gesammten weltliteratur ist so sehr zur zielscheibe der parodisten geworden wie der führer und meister Dante's, P. Virgilius Maro. Man kann sagen, dass er dazu prädestinirt war.

Denn wenn selbstverständlich Virgil's verdienst um den poetischen sprachgebrauch und den stil der römischen poesie, für die er in dieser hinsicht bewundernswerthes muster wurde, von niemand geleugnet werden kann,

so muss das unternehmen, in der «Aeneis» ein nationalepos schaffen zu wollen, doch von vornherein verfehlt genannt werden. Während volksepen naturgemäss nur am anfang einer literatur hervorwachsen können, wollte der römische poet in der mitte der literaturentwickelung künstlich und mit zugrundelegung jener von selbst gewordenen originale eine nationale dichtung schaffen, indem er eine einheimische sage in historisch-psychologischer weise, aber mit mythologischem hintergrunde zu gestalten versuchte. Selbst ein noch grösserer dichter als Virgil hätte hierbei scheitern müssen, so gut wie später Tasso, Camoens und Voltaire das selbe problem vergebens zu lösen versuchten. Aber der dichter theokritischer eklogen war auch überhaupt nicht der mann für das heroische epos, selbst angenommen, ein solches wäre im alten Rom möglich gewesen. Es war aber nicht möglich, da die italischen götter nur abstractionen, und göttergleiche helden dem bewusstsein fremd waren. Sehr bezeichnend ist es daher, dass die römische epik mit Andronicus' übersetzung der Odyssee anfing. Sie kam denn auch später nie über die nachahmung Homer's hinaus. «Am besten» sagt der neueste geschichtschreiber der römischen literatur «gelingen Virgil in allen dichtgattungen solche gegenstände, welche gemüthliche wärme erregen oder zulassen, wie die leblose natur, das heimatland, die familie und die liebe. Aber er ist zu weich und zu wenig genial, als dass er auf dem seiner natur zu-

sagendsten gebiete hätte beharren und darauf ruhm ernten können. Er lässt sich von aussen auf stoffe führen, für die er nicht geboren war. Die gewissenhafteste arbeit ersetzt nicht den mangel an schöpferkraft und erfindungsgabe, an ursprünglicher frische, anschaulichkeit und lebendigkeit». (Teuffel, «Geschichte der römischen Literatur», Leipzig 1868—69). Sein held ist daher weit entfernt einen nationalhelden zu repräsentiren, und Saint Evremond hat völlig recht mit seiner witzigen bemerkung: Aeneas passe viel besser zum gründer eines mönchsklosters als zu dem eines reiches. Voltaire, der dies dictum missfällig citirt, versteigt sich dagegen in seiner masslosen bewunderung Virgil's zu dem bonmot: *Homère a fait Virgile, dit-on: si cela est, c'est sans doute son plus bel ouvrage* («*Essai sur la poésie épique*», *chap. III.*)

Schon bei lebzeiten Virgil's wurden seine gedichte daher vom thron der erhabenheit in den staub des lächerlichen gezogen. Donatus im «Leben Virgil's», Kap. XVI, § 61, berichtet zwar nur von zwei antibucolicis, die ein ungenannter verfasst, sowie von der parodie einer stelle der «Georgica»; allein es ist uns in Herculanum eine merkwürdige caricatur auf eine besonders populäre stelle der Aeneis aufbehalten. Sie stellt Aeneas' auszug aus Troja dar, und Thomas Wright in seinem vorzüglichen werke «*History of caricature and grotesque in literature and art*» (*London* 1865) hat sowohl die gleichfalls aufgefundene ernstgehaltene illustration der scene wie deren parodie

aus Gorius' «*Museum Florentinum*» im holzschnitt wiedergegeben. Auf dem erstern sehen wir Aeneas als kräftig schönen mann seinen alten vater tragen, während der kleine Askanius an seiner andern hand ihm folgt. Wehmüthig blickt er nach den flammen Trojas zurück. Die parodie reproducirt die nämliche gruppe, aber die menschen sind in affen verwandelt. Anchises sitzt als uralter nackter ernstblickender affe, vor sich einen kasten, worin die Penaten, auf der schulter des grossen kräftigen affen Aeneas, der sich auch hier, aber mit thierischem ernst, nach Troja umsieht. Statt des schwertes trägt er einen ähnlich gestalteten affenschwanz. Als sehr putziges äffchen folgt Askan:

Julus sequitur non passibus aequis

wie es an der betreffenden stelle heisst. Die ungleichen schritte des kleinen sind vortrefflich dargestellt.

Allein die parodie zeugt andrerseits nur für die berühmtheit des dichters, die ihm denn auch in den spätern kaiserzeiten, wie namentlich durch das ganze mittelalter und bis auf diesen tag mehr als sämmtlichen andern römischen dichtern zutheil geworden ist. Freilich lebte er nicht nur als dichter sondern auch als zauberer fort. Vgl. G. Zappert, «Virgil's Fortleben im Mittelalter» (Wien 1851, Denkschriften der Akademie); Roth, «Der Zauberer Virgilius (Germania, band IV). Die Franzosen haben ein volksbuch «*Les faictz merveilleux de*

Virgile», das in Genf 1867 in neuem abdruck erschienen. Das deutsche hat Simrock herausgegeben, bei dessen ausgaben man leider nie genau weiss, wie sie sich zur originalausgabe verhalten. Ferner galt der heidnische dichter als vorherverkünder des christenthums wegen der einen bekannten ekloge, wesshalb A. Rosäus ein buch schreiben konnte: «*Virgilii evangelisantis Christiados libri VIII*» (*Tigur.* 1664).

Der vater der mittelhochdeutschen poesie, Heinrich von Veldekin, bearbeitete die Aeneide in den achtziger jahren des 12. jahrhunderts als höfisches ritterepos, worin ihm Boccaz (1313 geboren) in dem schon erwähnten «Filostrato», welches die liebe des Troilus und der Cressida schildert, folgte. Nach Virgil's muster schrieb er auch andere aus Karl's des Grossen sagenkreis entlehnte epische dichtungen, in denen er aber — umgekehrt wie Veldek — die christliche mythologie in die antike verwandelte.

Indess auch auf diese ritterlichen heldengedichte, Virgilische sprösslinge, auf welche die krankheit ihres vaters vererbt war, lauerte die feder des parodisten. Luigi Pulci (1432—87) behandelte in «*Il Morgante maggiore*» die Rolandssage als burleske. Den kaiser Karl und seine paladine zog er so gut in's lächerliche wie die geistlichen und, wenn auch verhüllt, die religion selbst. Das letztere bezweifelt Lord Byron in der einleitung zu seiner übersetzung des ersten gesangs: er meint, in

jener zeit habe man so kühn noch nicht sein dürfen, und sei es auch nicht gewesen. Allein wir haben schon eine parodie des *Pater noster* aus dem jahre 1393 und eine des *Ave Maria* von 1456, welche Zingerle in der «Germania» (1869 p. 405) mittheilt. Das concil zu Trier verbot sogar eigens «*Trutannos et alios vagos scholares cantare versus super Sanctus et Angelus Dei*» (*Delepierre*, «*La Parodie*». London, 1870, p. 54). Besonders bezeichnend ist es, dass Pulci seinen travestirten helden die vulgärsprache des florentiner pöbels in den mund legt und sein buch mit toscanischen sprichwörtern spickt, was uns an den Cervantes erinnert, der ihn später, von den selben absichten ausgehend, so unendlich weit übertreffen sollte. Unter Pulci's zahlreichen nachfolgern ist der merkwürdigste Teofilo Folengo, ein Mantuaner wie Virgil, den 8. november 1491 geboren und nach einem abenteuerlichen, zwischen weltlust und klostereinsamkeit getheilten leben im december 1544 gestorben. In seiner jugend schrieb er ein epos, in welchem er die Aeneide weit übertroffen zu haben glaubte. Er legte das werk dem bischof von Mantua vor; als dieser ihm kein grösseres compliment glaubte sagen zu können, als: sein gedicht komme dem Virgil gleich, da verbrannte er sein manuscript und schrieb von nun an nur noch maccaronische parodien, von denen «*Baldo da Cipada*» (1517) die berühmteste ist. Die sprache dieser maccaronischen poesie besteht aus einer mischung von reinem latein mit

burlesk lateinisirten ausdrücken des pöbels, und in dieser form war der zweck, das ritterepos zu travestiren, am sichersten zu erreichen. Im Baldo parodirt Folengo gelegentlich auch seinen nebenbuhler Virgil. Im «*Orlandino*» stellte er Roland als betteljungen dar und erzählte dessen heldenthaten. Neben Folengo ist besonders Evangelista Fossa zu nennen. Er übersetzte um 1494 die Bukolika Virgil's und parodirte ihn andererseits in dem gedicht «*De Angelo Spuza Veneto*», welches der schon genannte französische bibliophile Octave Delepierre unter dem titel «*Virgiliana*» herausgab in seinem prächtigen buch«*Macaroneana andra*» (*London*, *Trübner*, 1862). Den Bojardo travestirte Berni († 1536).

Dass neben diesen epischen parodien auch, bereits zu ende des 14. jahrhunderts, im sonett Petrarchische liebesklagen und anderes der art durch nachahmung ausgehöhnt wurde, versichert der geistreichste kenner dieser epoche, Jakob Burckhardt («Kunst der Renaissance» p. 159). Von dem Florentiner barbier Domenico Burchiello, welcher 1448 starb, haben wir auch satirische sonette.

Viel später trat die parodie in Spanien auf. Die älteste parodie ist «*L'Asneida*» (die Eseliade) des Cosmo de Aldana. Kein exemplar des buches ist jedoch auf uns gekommen. 1604 erschien des Cintio Merctisso heldengedicht auf den tod und die obsequien der katze Chrespina Maranzmana; und auch Lope de Vega verfasste eine «*Gatomachia*», Ariosto's

liebesepos durch die historie der liebe zweier katzen parodirend. Im Cervantes endlich finden sich hie und da auch die alten ritterbücher geradezu parodirende stellen eingestreut; sonst gehört dies erhabenste werk des humors nicht in die geschichte der parodie.

Zuerst durch die Italiener, dann auch durch spanische einflüsse kam die parodie nach Frankreich.

Wie Antoine de la Sale,*) angeregt durch Boccaz, der selbst von einer französischen mutter in Paris geboren war, im jahre 1462 seine «*Cent nouvelles nouvelles*» componirte, welche ihr äusserliches italienisches vorbild, die «*Cento novelle antiche*» ebenso weit übertrafen, als sie dem Decamerone ebenbürtig an die seite traten: so wirkte Folengo ganz entschieden auf Rabelais ein, der ihn wol auf seiner reise nach Italien persönlich mochte kennen gelernt haben. Rabelais' grosses werk ist jedoch, gleich dem Don Quixote, unendlich mehr als eine blosse parodie der ritterromane. Später wurde die rein literärische parodie in Frankreich so beliebt, dass, nach Flögel, jede grosse oper, jedes trauerspiel, überhaupt jedes stück von bedeutung, das in Paris mit beifall gegeben wurde, alsbald travestirt wurde, so dass wir unter anderm eine vierbändige sammlung «*Parodies du nouveau théâtre italien*» (Paris 1731—35) haben.

*) Vgl. Ludwig Stern's höchst interessanten, vortrefflichen «Versuch über Antoine de la Sale» in Herrig's «Archiv» XLVI. 143 fg.

Im geburtsjahr Rabelais', 1483, erschien die erste gedruckte französische prosaübersetzung des Virgil unter dem titel: «*Le livre des Eneides*»; 1509 die erste übersetzung in versen. An einer späteren neuen übersetzung betheiligte sich auch Clement Marot (gest. 1554). Erst etwa hundert jahre später trat die berühmteste französische parodie des Virgil ans licht: der «*Virgile travesti en vers burlesques de Scarron*». Die ersten beiden bücher, welche der *Malade de la Reine* der königin widmete, wurden 1638 zu Paris gedruckt, 1650—51 kam eine ausgabe in fünf büchern heraus, 1652 die vollständige in acht. Das buch machte ungemeines aufsehen und erschien in sehr zahlreichen auflagen. Der erste gesang hebt also an:

Je, qui chantai jadis Typhon
d'un stile qu'on trouva bouffon,
aujourd'hui de ce stile même —
encor qu'à mon visage blême
chacun ait raison de douter
si je pourrai m'en acquitter,
devant que la mort qui tout mine,
me donne en proie à la vermine —
je chante cet homme pieux,
qui vint chargé de tous ses dieux
et de monsieur son père Anchise
beau vieillard à la barbe grise

. . . .

Petite Muse au nez camard
qui m'as fait auteur goguenard

. . . .

dis-moi bien, comment et pourquoi
Junon sans honneur et sans foi
persécuta ce galant homme,
sans lequel nous n'aurions pas Rome.

Scarron, auf den schon Cervantes und die schelmenromane, überhaupt die Spanier bedeutend einwirkten, brachte diese travestie ebenso wenig zu ende wie sein prosaisches hauptwerk. Ob der acht jahre später als Scarron, 1618 geborene französische literator Guillaume de Brébeuf seine travestirte Eneide früher als Scarron edirt und sie beendigt hat, kann ich nicht sagen, da mir das buch nicht zugänglich geworden. Brébeuf, welcher eine bekannte übersetzung des Lucan geliefert (*«La Pharsale en vers». Leyde* 1658), hatte das erste buch dieses dichters auch travestirt: *«Lucain travesti ou les guerres civiles de César et de Pompée, en vers enjouez»* (*Rouen et Paris* 1656). Der artikel in Ersch' und Gruber's «Encyklopädie» kennt seinen travestirten Virgil gar nicht; ich finde aber in den *«Oeuvres diverses de Monsieur de Brébeuf»*, 1662, ein jahr nach seinem tode erschienen, einen *Lettre de Mr de Verderonne* an den autor, worin es heisst: *«Ce que vous avez fait de Virgile... j'avais toujours cru, que celui qui, sans ôter à Virgile rien de ses beautés, en avait fait un burlesque, pourrait réussir aussi bien dans le sérieux.»* Brébeuf hatte dem briefschreiber nämlich seine übersetzung des ersten buchs des Lucan geschickt.

Dem Brébeuf schliesst sich d'Assoucy (geb.

um 1604, gest. 1674) an mit seinem «*Ovide en belle humeur*», einer travestie der «Metamorphosen», und dem «*Ravissement de Proserpine*», einer parodie des Claudian. Der «*Lutrin*» des Boileau ist endlich auch hierher zu zählen: er lässt die frau eines perrückenmachers im ton der hohen epopöe sprechen.

Man sieht, dass nach der mitte des 17.jahrhunderts die travestirung in Frankreich jedenfalls sehr in der mode war.

Sie wurde von dort natürlich nach Deutschland importirt.

Von älteren deutschen übersetzungen des Virgil — der oben erwähnte Veldek hat das original sicherlich nie gesehen, sondern ohne zweifel nach einer altfranzösischen quelle gearbeitet, wie ja in Frankreich auch die ersten gedruckten übersetzungen erschienen — ist vor allen diejenige zu nennen, welche Thomas Murner, der Franziscaner und narrenbeschwörer, 1515 herausgab und wovon 1545 zu Worms ein neuer abdruck erschien: «*Virgilii Maronis* dreyzehen Aeneadische bücher, von Trojanischer zerstörung und aufgange des Römischen reichs.» Ferner führe ich an: eine 1629 zu Frankfurt in 4°. erschienene: «Virgil's Aeneis, in reimen übersetzt von Joh. Spreng»; eine andere, Hamburg 1644: «Von reisen und ritterlichen thaten des gewaltigen und frommen helden Aeneä. Deutsch von B. Melethräus»; eine dritte 1668 zu Cöln an der Spree (Berlin): «In 12 büchern die Trojanischen Geschichten. Entworfen, verteutschet und in heroische Verse

übersetzet von M. Schirmer», wovon 1672 eine neue auflage «in heroische Reime übersetzet» erschien.

Es sind unwillkürliche parodien, parodien *contre coeur*, so gut wie die folgende übersetzung aus dem jahre 1754: «Der Aeneis eines Heldengedichtes des Publius Virgilius Maro Zehntes Buch, in Deutsche Verse übersetzet von einem Mitgliede der Königlichen Deutschen Gesellschaft in Göttingen» (Göttingen, Verlegts Abram Vandenhöcks seel. Witwe. 1754. IV und 83 seiten), welche also anhebt:

Indessen öffnet sich des Himmels weites Haus
und Zeus, der Götter Fürst, ruft einen Rathstag aus.
Die Götter setzen sich im offnen Saale hin.
„Ihr Großen dieser Burg! Was ändert euren Sinn?"
so fing der Vater an: „Ihr theilt euch, um zu zanken?
wie? bleibt euch mein Verbot nicht länger in Gedanken?"

. . . .

So kurz sprach Jupiter; doch Venus güldner Mund
that ihren Gram hierauf mit mehren Worten kund
u. s. w.

Allein auch die travestien *ex professo* liessen nicht auf sich warten. Das früheste, gewiss ganz unter dem einflusse der genannten Franzosen entstandene werk rührt von einem strasburger licentiaten der rechte, Johann Georg Schmidt, her, geboren 1673, gestorben 1730.

Er war verfasser einer 1712 in Strassburg erschienenen übersetzung von Ovid's metamorphosen, und wie Brébeuf hatte er auch den Lucan zu übersetzen begonnen. Die Aeneide hat er aber nach einer notiz im «Morgenblatt» (1809, Nr. 51, 52) vollständig in reimen travestirt, ein opus, das sich in zwei langen foliobänden auf der strassburger bibliothek im manuscript befand. Der berichterstatter im «Morgenblatt» zieht diese travestie dem Scarron vor, und dem gelehrten Meusebach schien das buch «nach den gegebenen proben allerdings aufmerksamkeit zu verdienen» (handschriftliche notiz in seinem exemplar der Blumauer'schen Aeneis auf der königl. bibliothek zu Berlin). Durch den brand der strassburger bibliothek von 1870 wird diese erste, aus dem anfang des 18. jahrhunderts stammende deutsche Aeneis-travestie wahrscheinlich mit verloren gegangen sein.

Inzwischen wurde das gefallen an parodien und die lust am parodiren durch die geistreichste dichtung Voltaire's in Frankreich wie in Deutschland neu und ausserordentlich geweckt. «*La Pucelle d'Orléans*», nach des autors eigener angabe schon um 1730 verfasst und seitdem in zahllosen, mehr oder weniger lückenhaften handschriften, ausgaben und deutschen und andern übersetzungen durch Europa verbreitet, erschien in der ersten von Voltaire besorgten ausgabe 1762. Sie nimmt parodistischen bezug auf des alten Chapelain ernste «*Pucelle*» und travestirt auch sonst götter, helden und pfaffen.

Durch Wieland's nachahmungen — namentlich sein 1771 erschienener «Neuer Amadis» ist durch und durch eine copie der «*Pucelle*» — wurde die durch Voltaire erneuerte Pulci'sche dichtungsweise in Deutschland noch besonders populär gemacht. In der vorrede zur «*Pucelle*» knüpft Voltaire ausdrücklich an Pulci an. Wenn aber «*Il Morgante maggiore*» anfängt mit «*In principio il Verbo*» und endet mit «*Salve regina*» — natürlich zu komischem effect — so beginnt Voltaire gleich:

Je ne suis né pour célébrer les saints.

Interessant ist übrigens, dass gerade der verfasser der «*Henriade*», ähnlich wie wir es von Folengo sahen, später zum parodisten wurde, während andererseits gleichzeitig sein «*Oedipe*» auf den italienischen theater in Paris von Riccoboni und Domenico travestirt wurde.

Den talentvollsten nachfolger fand Voltaire in Parny, dessen *Guerre des dieux* 1799 erschien.

Ausser Voltaire ist indessen auch des englischen einflusses zu gedenken, und namentlich Pope's «*Rape of the Lock*» weckte in Deutschland den geschmack für die burleske. Dass die Engländer überhaupt, von Shakespeare's schon erwähntem stück abgesehen, so gut wie die andern bereits besprochenen nationen ihre parodistische literatur haben, beweist ein 1814 in London bei John Miller erschienener band «*Posthumous Parodies & other pieces composed of our most celebrated poets*». Er enthält unter andern zahlreiche parodien des

monologs «*To be or not to be*»: was sich freilich nur als eine armseligkeit qualificiren lässt. Auch den Virgil haben verschiedene dichter, besonders Dryden, verarbeitet.

Es war ein mit Gleim, Jakobi und auch mit Wieland bekannter junger literat, welcher zuerst die idee hatte, mit dem parodistischen hippogryphen einmal wieder einen ritt in das reich des alten Virgil zu machen. Er hiess Johann Benjamin Michaelis, war 1746 in Zittau geboren und hatte in Leipzig medicin studirt, ohne es jedoch zur absolvirung des examens bringen zu können. Nach der sitte der zeit hatte er dann eine hofmeisterstelle angenommen, 1770 in Hamburg am «Korrespondenten» mitgearbeitet und dann durch Lessing's vermittelung eine stelle als theaterdichter bei der Seydlerischen truppe erhalten, mit der er bis 1771 herumzog. Dann verschaffte ihm der mitleidige alte Gleim, das *ultimum refugium* aller bedrängten brüder in Apoll, ein asyl in Halberstadt, wo er das selbe zimmer bezog, welches Jakobi vor seiner übersiedelung nach Düsseldorf bewohnt hatte. Geschrieben hatte er damals nur allerlei kleine fabeln und satiren, nichts von bedeutung. Von gedachtem zimmer aus erliess er nun eine epistel «An den Herrn Canonicus Jakobi in Düsseldorf», prosa und verse untermischt, worin es, ungefähr in der mitte, heisst: «Ich füge meinem briefe den anfang eines gedichts bei, das Sie bewundern werden. Es betrifft nur das leben und die thaten eines und noch dazu unehe-

lichen sohnes der Venus.» Die «beilage» enthält dann: «leben und thaten des theuern helden Aeneas».

Erstes Buch. (Doch nur der anfang.)

Wie der theure held Aeneas nach Libyen verschlagen wurde, und wie er daselbst von der königin Dido aufgenommen wurde.

1.

Es war der Held von Venus' Stamm,
der, weil er Feuer scheute,
aus Troja lief, nach Welschland schwamm
und hungerte und freite.
Sanct-Juno nahm die Sache krumm,
vorjetzo weiß ich nicht: warum?
wir werden's aber hören.

In diesem tone vierzehn strophen. Die von einem freunde besorgte gesammtausgabe der «Poetischen Werke» (Giessen 1780) bringt noch einen «Verfolg von Leben und Thaten des theuern Helden Aeneas», strophe 15—30, woraus ich folgendes mittheile:

24.

Nur Venus sah den Rummel ein
und sprach: „Was Ding kann hapern!
frau Juno spielt ihr Röllchen fein,
man muß die Dido kapern."*)

*) *Capere reginam meditor.* *I*, 173.

30.

Nur Dido zog der Mutika
den Fremdling vor und fragte:
„was macht die schöne Helena?
was Priam, der betagte?
o, sprach sie, Freund, erzähle mir!"
und so erzählt' er denn, was wir
vorjetzo nicht erzählen.

Michaelis starb schon im jahre darauf, september 1772.

Von einem mit X. unterzeichneten wurden im Musenalmanach für 1779 als «Zweites Mährlein» 24 fortsetzungsstrophen im selben versmass abgedruckt. Ich erwähne dies nur, weil literaturgeschichtsschreiber derselben erwähnen, obwol das elende zeug gar keine erwähnung verdient.

Abgesehen von den Voltaire-Wieland'schen einflüssen muss hier auch noch auf die damals grassirende parodistische romanze aufmerksam gemacht werden, welche durch Jakobi's übersetzung des spanischen poeten Gongora (1767) aufkam und von Gleim und anfangs auch von Bürger cultivirt wurde. Von Gleim's bänkelsängereien zu schweigen, so war Bürger's hauptproduct in dieser gattung: «Neue weltliche hochdeutsche Reime . . . von der Kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heidnischen götzen Jupiter item Zeus» erschienen in Göttingen als fliegendes blatt mit der jahreszahl 1777 und dann in die erste ausgabe seiner gedichte von 1778

aufgenommen; gedichtet aber schon 1771. (Vgl. p. 124).

Eine parodistische romanze, aber nicht in Bürger's ton, lieferte 1783 auch Lichtenberg: «Simple Relation von den curieusen schwimmenden Batterien u. s. w.», nämlich von der belagerung Gibraltars:

> Ein Kriegsrath war sogleich bereit,
> und alle sagten: O ja!
> die Sache hat viel Aehnlichkeit
> mit der vorm lieben Troja —
> doch dies ist schon zu früh geklagt,
> ich will dafür, wie Lessing sagt,
> fortfahren um fortzufahren.

Man sieht, dass Michaelis' glücklich gefundenes versmass auch in dieser, als fliegendes blatt gedruckten gelegenheitspièce angewendet worden.

Aus den soeben skizzirten richtungen des zeitgeschmacks und auf den schultern aller genannten erwuchs nun das berühmteste parodistische werk der epoche, die im lustigen Wien erzeugte «Aeneis travestirt von Blumauer».

Aloys Blumauer war den 21. december 1755 zu Steier ob der Enns geboren, in welcher kleinen stadt er auch das gymnasium besuchte. 1772 trat er zu Wien in den jesuitenorden, welcher jedoch schon im juli 1773 unter pabst Clemens XV. aufgehoben wurde. Nun ernährte er sich anfangs kümmerlich als

privatlehrer in Wien, bis er unter dem vorsitz des barons von Swieten eine stelle bei der Wiener büchercensur erhielt, die er bis 1793 bekleidete. Dies amt verhinderte ihn jedoch nicht, von 1782—84 die redaction der «Wiener Realzeitung» zu führen. Auch für die «Allgemeine Literaturzeitung» schrieb er recensionen. Sein erster dichterischer versuch war ein jetzt längst vergessenes ritterschauspiel, «Erwine von Steinheim», welches 1780 herauskam. In den darauf folgenden jahren veröffentlichte er die später in seinen gesammelten werken wiederabgedruckten lyrischen gedichte, welche fast sämmtlich in dem von Blum und Ratschky herausgegebenen «Wiener Musenalmanach» erschienen. Wie das genannte drama waren diese gedichte zum grossen theil ernster gattung. Als beispiel analysire ich das «Glaubensbekenntniss eines nach Wahrheit ringenden Katholiken». Die erste der 51 vierzeiligen strophen beginnt:

> Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
> sie leiten ihn bald süd- bald nordenwärts . . .

nämlich der verstand und das herz. Nun folgt eine lange auseinandersetzung über die «linie, die das gebiet des glaubens von dem der vernunft trennt» und sodann eine noch längere aufzählung von allem was er, der verfasser, glaubt. Jede strophe fängt hier mit «Ich glaube» an. Eine erbarmungslose, rationalistische prosa!

Nach dem recepte: «Stets so allgemein als möglich!» ist das gedicht «Die beiden Menschengrössen» angefertigt:

> Menschengrößen gibt es zwei hienieden,
> eine jede kleidet ihren Mann . . .

nämlich «lauten ruhmes grösse» und «stille grösse».

Der exjesuit war inzwischen zum freimaurerorden übergetreten und gab 1785 «Freimaurerlieder» heraus (2. auflage 1791; in den «werken» wiederabgedruckt). In ihnen herrscht die selbe flache nüchternheit und dürre prosa wie in seinen andern ernsten gedichten.

Da diese Blumauer'schen dichtungen jedoch dem österreichischen, durch Joseph II. begünstigten aufklärungsgeiste gemäss waren, fanden sie, zumal als von einem ehemaligen jesuiten herrührend, anklang, erschienen 1782 gesammelt, 1783 erschien ein anhang dazu, 1784 eine zweite, 1787 eine dritte auflage.

Es kam hinzu, dass keineswegs alle die bezeichnete allgemein humanisirende, abstract rationalisirende tendenz hatten. Manche waren ganz pikanter natur, wie das «Lob des Flohs» und die seinerzeit berüchtigte, stellenweis nicht ganz witzlose, aber doch meist sehr platte «Ode an den Nachtstuhl», den er als den orkus der dichter besingt und woran Heine's abenteuer mit der Hammonia in «Deutschland ein Wintermärchen» erinnert.

Auch durch den skandal wurde die popularität dieser gedichte vermehrt. Das satirische «Lob- und Ehrengedicht auf die sämmtlichen neuen schreibseligen wiener Autoren» rief eine grosse entrüstung hervor, der eine 1787 in Wien erschienene schrift ausdruck gab: «Recensitisches Lob- und Ehrengedicht an den schreibseligen deutschen Dichtergott und wienerischen Sittenrichter Herrn Blumauer, als ein Beitrag zu seinen schon im Druck erschienenen Gedichtbändchen.» Noch viel mehr literärischer staub wurde durch Blumauer's streit mit dem berliner aufklärungsbuchhändler Nicolai aufgewirbelt, zu dessen «Reisen» der wiener college einen satirischen prolog geschrieben. Die titel der zahlreichen streitschriften können wir uns erlassen.

Unter den gedichten findet sich auch die übersetzung des eingangs zu Voltaire's «Pucelle». Aus der Jeanne ist eine grobe deutsche Hanne, oder vielmehr nach damals beliebter geschmacklosigkeit «Miss Hanne» geworden.

Die erwähnung dieser übersetzung soll uns auf die eigene grosse parodie Blumauer's überleiten, durch die sein name perpetuirt werden wird.

Der erste band der originalausgabe erschien unter dem titel: «Virgil's Aeneis travestirt von Blumauer» (Wien, bei Rudolph Gräffer, 1784), und enthielt auf 179 seiten die ersten vier bücher der «Aeneis». Das zehn seiten lange enggedruckte Pränumeranten - Verzeichniss weist die meisten namen in Oesterreich auf.

Es folgte der zweite band (Wien, bei Rudolph Gräffer, 1785), 168 seiten, das fünfte und sechste buch enthaltend. Ausser acht seiten pränumeranten ist auf sechs blättern das Mayland 28. februar 1784 datirte privilegium Joseph's II. vorgedruckt, worin es heisst: «und thun kund allermänniglich, dass Uns Unser und des Reichs lieber Getreuer, Aloysius Blumauer, unterthänigst zu vernehmen gegeben, wasmassen Er über seine travestirte Aeneis des Virgil eine mit vielen Kösten verbundene Auflag veranstaltet habe» . . .

Der dritte band trägt die jahreszahl 1788 (180 seiten, buch 7, 8 und 9, und sechs blatt pränumerationsverzeichniss).

Das aufsehen, das dies werk zu machen berufen war, sah der alte Wieland, dem der autor die ersten bücher übersandt hatte, richtig voraus. Wieland schrieb an Blumauer den 25. september 1783: «Sie konnten mir wol nichts schmeichelhafteres sagen, als dass Sie mir ihre ganze lust zum dichten zu danken hätten . . . . Der gedanke, die Aeneis auf eine solche art und nach einem solchen plane zu travestiren, dass Sie dadurch eine der grössten und gemeinnützigsten absichten Ihres grossen monarchen befördern — dieser gedanke ist Ihnen von einem gott eingegeben, und Sie sind, nach den ersten büchern zu urtheilen, so reichlich mit allen gaben ausgerüstet, ihn auszuführen, dass ich Ihnen meinen beifall und mein vergnügen nicht genug ausdrücken kann . . . Sie werden sich einen ruhm erwerben, der

allein hinlänglich wäre, die eitelkeit zwanzig anderer aspiranten zu befriedigen.» (Weimarer Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst. 1856. p. 185 fg.)

Wie die oben mitgetheilten proben darthun, hatte Blumauer von Michaelis die form seines werkes durchaus entlehnt, sogar bis auf die überschriften über die einzelnen bücher und das citiren der lateinischen originalverse unter dem text. Von einer eigentlichen, sich auf den inhalt beziehenden nachahmung kann aber keine rede sein, schon wegen des so überaus geringen umfangs des Michaelis'schen fragments.

Ausserdem kam, wie schon Wieland andeutet, zu der oft sehr witzigen verspottung des römischen dichters die satire auf österreichische verhältnisse und namentlich auf pabst und pfaffen hinzu.

Blumauer hat hier, wo er allgemeine und dauernde katholische misstände beleuchtet, manchen glücklichen und heute in der unfehlbarkeitsepoche noch besonders treffenden vers gefunden. Als gegenstück zu dieser in der charakterisirung sämmtlicher päbste gipfelnden satire entwirft der autor eine enthusiastische schilderung von seinem monarchen. Das achte buch schliesst mit dem «römisch-deutschen Kaiser». Es ist interessant, dass in dem von Friedrich Wilhelm IV. aus der Meusebach'schen sammlung der königl. bibliothek zu Berlin geschenkten exemplar der «Aeneis» gerade auf dieser seite (132) ein altes lesezeichen, das einzige in den drei bänden, lag.

Das urtheil der zeitgenossen über das werk war ein sehr verschiedenes.

Schiller in seinem aufsatz «Ueber naive und sentimentale dichtung» (1795, 1796) äusserte sich in einer note dahin: «Man soll zwar gewissen lesern ihr dürftiges vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die kritik an, wenn es leute gibt, die sich an dem schmutzigen witz des herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen achtung von producten zu sprechen, deren existenz dem guten geschmack billig ein geheimniss bleiben sollte. Zwar ist weder talent noch laune darin zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, das beides nicht mehr gereinigt ist.»

Dieser kritische machtspruch entsprang bei Schiller aus seiner übertriebenen schätzung des «guten Virgil» (wie Goethe ihn bei Eckermann nennt), welche wieder daher rührte, dass er dessen original, nämlich den Homer, nicht im original zu lesen vermochte. Er gab daher — «um den römischen dichter bei unserm unlateinischen publikum in die ihm gebührende achtung zu setzen, welche er ohne seine schuld scheint verscherzt zu haben, seitdem es der Blumauer'schen muse gefallen hat, ihn dem einreissenden geist der frivolität zum opfer zu bringen» — eine pomphafte «freie übersetzung» in stanzen des zweiten und vierten buchs der Aeneide heraus. Schiller mochte ahnen, dass ihm selber späterhin auch parodien gewidmet

werden sollten. Julius von Voss, der berliner romanschreiber, travestirte die «Jungfrau von Orleans» (1803), wie er es im folgenden jahre auch mit «Nathan dem Weisen» machte. 1826 erschien zu Leipzig «die Wurst», eine parodie der glocke von K. Drut. Heinrich Heine parodirte die «Klage des Ceres». Drei parodien der «Glocke» kamen noch 1869 in Nordhausen heraus.

In dem selben jahre, in welchem Schiller's oben angeführter aufsatz in den «Horen» erschien, hatte auch ein wirklich und noch heute bedeutender kritiker anlass, sein urtheil über Blumauer auszusprechen. A. W. Schlegel besprach ein 1796 erschienenes buch «Homer's Iliade. Travestirt nach Blumauer», und sagt hier: «Durch die worte auf dem titel «nach Blumauer» widerfährt dem verfasser der traverstirten Aeneide in der that eine wahre beleidigung; so wenig ein geläuterter geschmack die ausschweifungen seines witzes und seiner laune anerkennen wird, so bleibt ihm doch das verdienst des freimüthigen eifers für anschauungen, die in dem kreise, wo er schrieb, noch heftigen widerspruch fanden, der keck treffenden satire und eines geschickten gebrauchs der parodie, um auf zeitumstände anzuspielen.»

Ich muss gestehen, dass es mir, als ich die Aeneide zuerst las, genau erging wie Goethe, als er, «in eine frühere zeit durch Blumauer's Aeneis versetzt, ganz eigentlich erschrak, indem er sich vergegenwärtigen wollte, wie eine so grenzenlose nüchternheit und plattheit doch

auch einmal dem tag willkommen und gemäss hatte sein können» (Annalen 1820). Bei näherer erwägung modificirte Goethe sein urtheil aber gar sehr, was um so höher anzuschlagen, wenn wir seine allgemeine ansicht über die parodie ins auge fassen, die er im brief an Zelter vom 26. juni 1824 ausspricht: «wie ich ein todfeind sey von allem parodiren und travestiren, hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige gezücht das schöne, edle, grosse herunterzieht, um es zu vernichten.» Nachdem er nämlich Byron's «Don Juan» gelesen und sogar durch übersetzung einiger strophen «eine treue, ruhige, wohlhäbige nation mit dem unsittlichsten, was jemals die dichtkunst hervorgebracht, bekannt gemacht», äusserte er bei dieser gelegenheit: «das deutschkomische liegt vorzüglich im sinne, weniger in der behandlung. Lichtenberg's reichthum wird bewundert; ihm stand eine ganze welt von wissen und verhältnissen zu gebote, um sie wie karten zu mischen und nach belieben schalkhaft auszuspielen! Selbst bei Blumauer, dessen vers- und reimbildung den komischen inhalt leicht dahinträgt, ist es eigentlich der schroffe gegensatz vom alten und neuen, edeln und gemeinen, erhabnen und niederträchtigen, was uns belustigt.»

In der that entspricht Blumauer's werk dem am eingang dieser skizze dargestellten wesen der parodie durchaus, und wenn eine historische betrachtung dieser zu allen zeiten dagewesenen kunstgattung zugleich die existenzbe-

rechtigung derselben erwiesen, so werden wir auch Blumauer, als einem gliede in dieser literarischen kette, seine gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist eine repräsentation des damaligen zeitgeistes und zugleich eine amüsante kritik des Virgil, ein literaturdocument, das wir so gut wie die Franzosen ihren Scarron conserviren können. Ich möchte auch nicht mit Schlegel die ausschweifungen des witzes mit geläuterterm geschmack desavouiren: die parodie, gemäss ihrem wesen, darf und muss sich aller mittel bedienen, weil in der kunst der zweck die mittel heiligt. Pöbelhafte ausdrücke, wie wenn Dido dem abziehenden Aeneas «Galgenschwengel», «infamer Kerl» und noch schlimmere sachen nachruft, oder Aeneas mit «Kreusa! Schatzkind! Rabenvieh» seine gattin sucht, sind daher ganz im geiste dieser dichtungssorte. Wir hörten schon Pulci's heroen sich mit solch vulgären reden regaliren. Auch die helden in Shakespeare's «Troilus und Cressida» belegen sich mit den gemeinsten schimpfworten. Und man denke nur an die caricatur in der bildenden kunst! Man sehe sich zum beispiel das von Winckelmann in Rom abgezeichnete, jetzt in Sanct-Petersburg befindliche bild an, auf welchem Jupiter's besuch bei Alkmene travestirt wird: Jupiter, in jämmerlichster verzerrung abconterfeit, sucht mittelst einer leiter das sehr hohe fenster der Alkmene zu ersteigen; diese sieht als gemeine hetäre heraus; Mercur, mit einem ungeheuren phallus ausgestattet, beleuchtet

die groteske, durch die colorirung noch besonders ins grelle gehobene scene. Und um als pendant dazu eine mittelalterliche parodie des göttlichen zu haben, so betrachte man sich in der vorhalle des domes zu Magdeburg das dicke, alte, scheussliche weib auf einem bocke reitend — es ist frau Venus; oder man vergegenwärtige sich Rembrandt's Ganymed, dessen thränen zwiefältig fliessen. Die ausschweifung ist hier eben nicht nur nicht von übel, sondern nothwendig, in der sache begründet.

Wenn Blumauer's buch nun nach seinem erscheinen so heftige angriffe erfuhr wie den Schiller'schen — ich hätte auch als freund des beleidigten Virgil noch Uz daneben erwähnen können —, so riefen dieselben, bei dem oben gedachten grossen anklang, den es fand, auch wiederum vertheidigungen des angegriffenen hervor. Oettinger erwähnt in seiner «*Bibliographie biographique universelle*» (1854) einer «*Curiosité litéraire en vers burlesques*», welche den titel führt: «Blumauer im Olymp oder *Virgilius contra Blumauer puncto labefactae Aeneidis*» (Leipzig 1792, und Graz 1796). Ich theile den inhalt des mir zugänglich gewordenen seltenen werkchens mit, welches im versmass der Blumauer'schen Aeneide geschrieben ist: In der götterversammlung will Zeus auf herrn Blumauer zwei flammende donnerkeile schleudern. Doch Venus liess ihr söhnchen schnell einige der thränen des Rembrandt'schen Ganymed auf die heissen keile weiner

und ihr feuer erlischt. Der casuist Sanchez trägt nun die beschwerden seines clienten Virgil in lateinischen knittelversen vor. Momus aber, der mandatar Blumauer's, plaidirt dagegen und verliest als beweisstück einige stellen aus der travestirten Aeneide. Die götter wollen sich todtlachen, und Zeus fordert Blumauer auf, andere dichter ebenso «schnakisch» wie den Maro zu parodiren. Am schlusse kommen einige strophen von Blumauer selbst, worin er sich für die vorstehende vertheidigung bedankt.

Er travestirte übrigens trotz der aufforderung des Zeus keine andern dichter mehr, er brachte nicht einmal die Aeneide zu ende. Er mochte wol das gefühl haben, das es *invita Minerva* gewesen sein würde. In den letzten jahren seines lebens wird ihn ausserdem das augenleiden, dessen die spärlichen biographischen notizen über ihn erwähnung thun, sowie die 1793 erfolgte übernahme der Gräffer'schen buchhandlung, an der er vorher blos einen antheil hatte, von weitern literärischen productionen abgehalten haben. Wir haben an den vorhandenen neun büchern der Aeneide in der that völlig genug, wie schon die recht verständige gleichzeitige recension in der «Allgemeinen Literaturzeitung» (1788, I, p. 698 fg.) hervorhebt. Ein mehr wäre vielleicht unerträglich geworden, und ein überbieten des gelieferten war nicht möglich.

Leider aber ward Deutschland die geister nicht los, die er gerufen.

Wer die wie pilze aus der deutschen erde schiessenden nachahmungen Blumauer's ihren titeln nach kennen lernen will, sei auf Flögel's «Geschichte des Grotesk-Komischen, neu bearbeitet und erweitert von Dr. Friedrich W. Ebeling» (Leipzig 1862) verwiesen. Nicht erwähnt wird hier der Strassburger Schaller, dessen im ton und versmass Blumauer's geschriebene «Stutziade oder der Perrükenkrieg» (1802) Wolfgang Menzel als «sehr schalkhafte und geistreiche dichtung» charakterisirt. («Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit,» Stuttgart 1858, vol. III, 170. — ein wegen seines reichthums an stoff unschätzbares und von einem tiefen sinn für das wahrhaft poetische und namentlich von einer echt Herder'schen empfindung für die nationale poesie erfülltes werk, das leider, vielleicht wegen einzelner einseitiger urtheile über moderne literatur, bei weitem nicht nach gebühr gewürdigt ist.)

Auf eine nachwirkung in Frankreich scheint der «*Virgile en France ou la nouvelle Enéide*» von Le Plat du Temple (4 vol. Offenbach und Darmstadt 1810—12) schliessen zu lassen. Ins russische wurde Blumauer's Aeneide von Ossipof (St. Petersburg 1791—93) übersetzt.

Blumauer genoss seinen ruhm nur ein jahrzehnt lang, er starb am 16. märz 1798, an der lungensucht.

Was wir von seiner äusseren erscheinung und seinem privatleben wissen, reducirt sich auf eine notiz in dem buche: «Roccocobilder.

Nach Aufzeichnungen meines Grossvaters von Alfred Meissner» (Gumbinnen 1871). Der grossvater, professor in Prag und verfasser jetzt vergessener romane, wegen einer audienz bei Joseph II. nach Wien gekommen, machte in dem literarischen kaffeehaus jener zeit, «Beim Kramer» genannt, einer spelunke im schlossgässchen, die bekanntschaft Blumauers, welcher mit Alxinger der hier allabendlich tagenden tafelrunde präsidirte. Der verfasser der Aeneide wird also geschildert: «lang, hager» («sehr gelb», wie ich aus Ersch' und Gruber's encyklopädie hinzusetze), «mit einem faunischen zug um den mund, im punkte der toilette ziemlich verwahrlost, stellte er sich als den halb cynischen geist dar, den wir aus seinen versen kennen. Er hatte die sache Joseph's wie seine persönliche in sich aufgenommen und verfolgte die feinde dieser sache mit erbitterung. Er war durch seine witzworte und impromptus damals vielleicht der populärste mann Wiens.»

Ein porträt Blumauers's steht vor dem 27. Bande der «Allgemeinen deutschen Bibliothek.»

Die erste ausgabe der Aeneide wurde von Chodowiecki mit titelvignetten versehen. Dieser zierliche modeillustrateur der damaligen zeit gab dann auch noch 12 kupfer dazu im «Lauenburger Kalender für 1790,» und weitere 6 im jahrgang 1793. Hosemann, der Raspe-Bürger's «Münchhausen» so hübsch illustrirte, machte auch bilder zu Blumauer, die sich aber

nicht entfernt mit Hasenclever's bildern zur «Jobsiade» vergleichen lassen, welches auch bis heute leben gebliebene werk, eine ganz lustige satire auf kleinbürgerliche und die damaligen universitätszustände, mit der Aeneide im selben jahre geboren wurde.

In einzelausgaben und in den gesammtausgaben der Blumauer'schen werke ist die «Aeneis» bis auf den heutigen tag immer wieder und wieder erschienen. Die erste gesammtausgabe in 8 bänden gab K. L. M. Müller heraus, Leipzig, 1801—1803; eine andere Kistenfeger, München 1827 (4 bde.); sodann erschien eine zu Königsberg 1827 und 1832, die neueste 1863 in Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

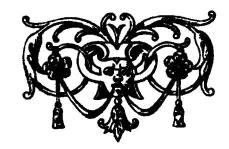
F. A. Brockhaus veranstaltete einen abdruck der ersten ausgabe der «Aeneis» (Leipzig 1872), den ich auf den wunsch jener verlagshandlung revidirt habe. Als ein charakteristisches zeichen der zeit verdient angeführt zu werden, dass diese neue ausgabe von der ultramontanen presse, und speciell von der in Wien erscheinenden Literaturzeitung für das katholische Deutschland auf das heftigste angegriffen und die buchhandlung für ihr unternehmen mit den pöbelhaftesten, jener im eminenten sinne unsittlichen partei freilich sehr geläufigen schimpfworten ausgezeichnet worden ist.

Ich bin zwar auch nicht der meinung, dass Blumauers Aeneis diese zahlreichen neuen ausgaben verdient; allein der besonnene literarhistoriker darf weder aus rücksicht auf die be-

drohten interessen einer mit einem fuss im grabe stehenden religiösen institution, noch einer einseitigen aesthetik zu liebe die existenzberechtigung dieses werkes wie seiner ganzen gattung einfach zu negiren sich unterfangen. Blumauers Aeneis war einerseits eine wolverdiente satire gegen Rom, andrerseits ein sehr berechtigter protest gegen den von Goethe und Schiller wieder eingeführten falschen classicismus, eine renaissance der renaissance, von dem unhistorischen gesichtspunkt ausgegangen, dass die kunst der Griechen für uns etwas anderes sei als blosses bildungselement, ein nothwendiges, aber unwiederbringlich vergangenes moment der geschichtlichen entwicklung, nimmermehr aber ewige norm für die moderne deutsche kunst. Herder hatte schon, wie wir gesehen, das himmelweitverschiedene des griechischen und nordischen dramas gezeigt, aber wer dies nicht hatte von ihm lernen wollen, war eben sein früherer schüler Goethe und sodann Friedrich Schiller.

Da nun auch gegenwärtig die parodistische oper durch ein talent wie das des kölner Jakob Offenbach und seiner nachfolger in Deutschland die zweiten bühnen fast ausschliesslich beherrscht, so nehmen wir wol mit recht an, dass die parodistische literatur zu einer vollständigen signatur des abgelaufenen jahrhunderts der dichtung ganz wesentlich gehört. Besässen wir bereits ein nationales drama, so würden wir vermuthlich keine parodien besitzen. Das musikalische drama Richard

Wagner's, so hoch es als einzige, wirklich lebendige kunst zu stellen ist, vermag allein die moderne bühne und das dramatische bedürfniss des publikums nicht auszufüllen. Und so steht neben dem erhabenen deutschen dichterkomponisten der burleske jude, neben der «klassischen dichtung» Goethes und Schillers der cynische jesuit — Ἡρακλης και πιθηκος.





DIE ROMANTIK

UND

CLEMENS BRENTANO.

Das auszeichnende und das verdienst der auf Goethe gefolgten und mit ihm gleichzeitigen romantik erkenne ich wesentlich in dem bestreben, die deutsche literatur mit sich selbst sowohl (den vergessenen schätzen des mittelalters), als mit den höchsten hervorbringungen der fremden literatur und zwar durch poetische übersetzung bekannt zu machen. Die idee ist durchaus eine Herdersche, der sie auch schon in seinen volksliedern (welche hauptsächlich lieder fremder nationen enthalten) und zuletzt noch im «Cid» verwirklichte. Goethe erfand das wort «Weltliteratur» dazu und so gab uns A. W. Schlegel den Shakespeare, sowie spanische dramen, indische epen und gedichte, Gries den Calderon und Ariost, Tieck den Don Quixote, Goethe den Hafis (ihn nach von Hammers übersetzung umdichtend), Rückert stücke aus Dschelaleddin Rumi, den arabischen Hariri, das lied von Sawitri, vom könig Nal, die Gita-Gowinda, u. a. m., Freiherr v. Schack

den Firdusi, 1846 endlich Georg Friedrich Daumer einen, den ersten Goethe'schen versuch oft weit übertreffenden «Hafis,» das schönste poetische werk der ganzen gattung, das desshalb auch in Deutschland völlig unbeachtet blieb, während ein matter theeaufguss des wahren Hafis, die lieder des Mirza-Schaffy, ein halbes hundert auflagen erlebte. Rückert spricht sich über diese weltliteraturthätigkeit einmal sehr richtig aus:

> Daß über ihrer Bildung Gang
> Die Menschheit sich verständge,
> Dazu hilft jeder Urweltsklang
> Den ich verdeutschend bändge.

Hiemit sollte es aber auch genug sein und weder eine flache nachahmung jenes vielfältigen fremden die nationale dichtung unterdrücken, noch die durch die vorzüglichkeit der übersetzung äusserlich ganz deutsch gewordenen dramen ausschliesslich unsre bühne beherrschen.

Jene übersetzungsliteratur der romantik, mit welcher A. W. Schlegels literargeschichtliche, später gedruckte vorlesungen, sowie Friedrich Schlegels «Geschichte der alten und neuen Literatur» hand in hand gingen, beweist uns übrigens nur die reproduktive, nicht die produktive kraft jener dichterschule. Ihre eigenen schöpfungen, und grade die vielversprechendsten, sind nur fragmente, wie die «Lucinde» und «Heinrich von Ofterdingen,» Arnims so schön beginnende «Dolores» und

seine «Kronenwächter,» u. a.; theils begreift man nicht wie die damaligen zeitgenossen an so seltsamen machwerken geschmack finden konnten, wie z. b. Tiecks dramen sind, und selbst der ruhm seiner novellen erscheint heute fast unverständlich.

Auch Goethes «Wilhelm Meister», der eigentliche ausgangspunkt der produktiven romantik, die im roman die wahre moderne kunstgattung erkannte, auch der «Meister» blieb fragment; während die vortreffliche künstlerische idee, die den tiefethischen «Wahlverwandtschaften» zu grunde liegt, umgekehrt in der breite der behandlung erstickt wird. Goethe bewies die inferiorität des deutschen romans am besten dadurch, dass er selbst zum übersetzer wurde, novellen aus den *C Nouvelles Nouvelles* und andern französischen romanciers, den memoirenroman des Benvenuto Cellini, sowie sogar noch Diderots Rameau ins deutsche übertrug; und mit bewundernswürdiger objectivität einräumte, dass wir dem grossen Walter Scott nichts an die seite zu setzen hätten*). Er wusste auch Balzac noch zu würdigen, von dem er 1831 an Riemer sagte: «Ich las *la Peau de Chagrin* weiter. Es ist ein vortreffliches werk neuester art.» George Sand und Dickens erlebte er nicht mehr.

Wollte man hier etwa Immermanns Oberhof als meisterwerk der nachgoetheschen no-

---

*) Auch Scheffels Eckehart nicht, wie ich hinzuzusetzen mir erlaube.

vellistik anführen, so erwidere ich, dass die *Romans champêtres* von George Sand nicht nur hoch über Immermann stehen, sondern ihr auch die priorität gebührt. Die Valentine von 1832 eröffnet die reihe, jener unübertroffenen meisterwerke, von denen ich nur Jeanne, Mare au diable, André, Petite Fadette nennen will. Im 14. kapitel der Jeanne sagt der dichter über die ganze gattung: « *Une véritable organisation rustique . . . types admirables et mystérieux qui semblent faits pour un âge d'or qui n'existe pas . . . la poésie les a toujours défigurés en voulant les idéaliser ou les traduire, oubliant que leur essence et leur originalité consistent à ne pouvoir être que devinés.* »

Ueberdiess hat Immermann dadurch, dass er Lisbeth zur tochter des baron Münchhausen, dieser greulichen karrikatur, macht, seine sonst lobenswerthes enthaltende, leider in den ungeniessbarsten literaturroman*) eingeflochtene idylle um allen künstlerischen werth gebracht.

Was aber die nachgoethesche und nachromantische salonnovelle anlangt, so wage ich nicht zu behaupten, dass Paul Heyse auch nur *eine* novelle geschrieben, die den vergleich mit Alfred de Müssets «Emmeline» oder «Le fils de Titien» aushielte, ja nur mit einer novelle wie «Diane de Lys» vom jüngeren Dumas.

---

*) Literaturroman im (schlechten) sinne wie des grafen Platen literaturkomödien, die mit Aristophanes zu vergleichen manche literarhistoriker sich nicht entblödet haben.

Als derjenige romantiker nun, welcher als typisch für alle gelten darf, und der zugleich eine wirklich producirende dichterkraft war, von dem einzelne werke noch heute dauern, ist mir immer Clemens Brentano erschienen. Er ist zudem auch der einzige, an den die weitere entwicklung der deutschen literatur unmittelbar angeknüpft hat, und verdient daher eine eingehendere betrachtung.

In Tremezzo am Comersee steht das stammhaus der familie Brentano. Von dort wanderte Peter Anton Brentano in die freie reichsstadt Frankfurt am Main, gründete hier ein grosses handelshaus und verheirathete sich 1774 mit einer tochter von Sophie von La Roche, der romanschreiberin und freundin Wielands.

Im hause der grosseltern zu Thal-Ehrenbreitstein am Rhein wurde am 8. september 1778 das kind geboren, welches in der taufe von seinem pathen, dem kurfürsten von Trier, den namen Clemens empfing — Clemens Brentano.

Die schriftstellerei und die kirche sassen symbolisch an der wiege des knaben.

In den terzinen, welche den eingang zu einer der wundersamsten seiner späteren dichtungen, den «Romanzen vom Rosenkranz,» bilden sollten, finden wir bedeutsame züge seiner kindheit festgehalten:

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne . . .
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.

Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wunder-Märchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten,

Und keines ist mir so ins Herz gedrungen
Als von des süßen Jesus schweren Leiden.

Bald erfand der poetische knabe auch selbst märchen, sodass Sophie La Roche oft die selbe frage an ihren enkel richtete, die der cardinal von Este an Ariosto that. (Siehe zueignung zum Gockelmärchen.)

Sein erster vers war seltsamerweise die parodie des katholischen tischgebetes:

Komm Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne was du bescheeret hast!

statt dessen Clemens sagte:

Komm Herr Jesu, sei unser Gast,
An meiner Kapp' ist ä goldene Quast.

Es war die anmeldung des humors bei einem seiner auserwähltesten ritter.

Uebrigens war die jugendzeit im hause einer tante zu Koblenz keine freudenreiche:

Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht,
Denk ich der Zeit, seh ich sich mir versteinen

Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht;

Ich fühlte elend mich und tief verwaist.

An einer andern stelle der selben terzinen beschreibt er sehr innig und zart seine firmung.

Noch vor vollendung seiner gymnasialstudien musste er in das elterliche haus zu Frankfurt, den «goldenen Kopf» in der sandgasse, zurückkehren, um hier nach dem willen des vaters die handlung zu erlernen.

Die zueignung zum gockel erzählt uns, mit welcher poesie er die prosaischen räume der speicher und vorrathskammern zu umkleiden suchte; und wie Goethes mutter ihn mit den reichskleinodien der phantasie belehnte; während der doch selbst literarische buchhalter des hauses, herr Schwab, seinen zögling umsonst an die kaufmännischen pflichten erinnerte.

Nach einigen kämpfen zwischen dem angeborenen und dem aufgezwungenen beruf bezog Clemens im jahre 1797 die universität Jena. Im selben jahre war sein vater gestorben, die mutter schon drei jahr vorher.

In Jena verkehrte er besonders mit Tieck, Achim v. Arnim, A. W. und Friedr. Schlegel.

1800 erschien sein erstes werk «Godwi. Ein verwilderter Roman,» unter dem pseudonym Maria, nach der vorrede «vollendet zu anfang des jahres 1799.» Goethes Wilhelm Meister, Heinses Ardinghello und Schlegels Lucinde hatten bei dem buche gevatter gestanden. Aber auch frei angeeignete volksweisen klangen darin hin und wieder. Hier singt die Lorelei zuerst ihr berückendes lied:

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin.

Hier begegnen wir jener strophe eines katholischen kirchenliedes:

> Was heut noch grün und frisch dasteht,
> Wird morgen schon hinweggemäht:
> Die edlen Narcissen,
> Die Zierden der Wiesen;
> Die schön Hyacinthen,
> Die türkischen Binden:
> Hüte dich, schönes Blümelein!

die ihm am abend des lebens zu jenem wunderbarschönen erntelied wurde: Es ist ein schnitter, der heisst tod.

Aus seinem studium des Shakespeare, dessen stücke er in Schlegels übersetzung gern vorlas, ging 1801 das lustspiel «Ponce de Leon» hervor, das indessen erst 1804 (Göttingen bei Dieterich, XVI und 280 seiten) erschien.

Die sammlung alter volkslieder und märchen, überhaupt aller älteren literaturdenkmäler wurde von nun an sein hauptinteresse und regte seine eigne produktion kongenial an. Ein ächter romantiker, mit schwarzen locken, dunklen augen und südlichem teint, hochgewachsen, sang er seine lieder*) mit einer reichen tiefen stimme selbst und begleitete sie auf seiner alten viersaitigen guitarre, welche er für die erste hielt, die in Deutschland gebaut worden. So erschien er bald am Rhein, bald

*) Das bekannteste, noch heute gesungene ist: «Nach Sevilla, nach Sevilla.»

in Dresden, bald auf dem landgut seines schwagers Savigny, Trages bei Hanau, dann wieder in Wien oder in Böhmen auf dem Brentano'schen familienschlosse Bukowan; überall hin die poesie mit sich tragend.

In Düsseldorf schrieb er 1802 für eine dortige schauspieldirektion ein singspiel «Die lustigen Musikanten,» welches E. T. A. Hoffmann komponirte. Ein lied von Godwi liegt zu grunde:

> Hör, es klagt die Flöte wieder
> Und die kühlen Brunnen rauschen,
> Golden wehn die Töne nieder,
> Stille, stille! Laß uns lauschen!

Auf einer dieser fahrten war es, wo ihn Varnhagen in Prag traf und trotz seiner offenbaren antipathie gegen Brentano bekennen muss: «Ich war ganz bezaubert von seiner geistreichen laune, seinen überraschenden, oft das tiefste aufschliessenden, immer feuerwerkartigen bemerkungen.» (Denkwürdigkeiten 3. verm. aufl. III, 211.)

Friedrich Tieck machte um diese zeit seine marmorbüste und die geliebte frau, damals noch die gattin eines andern, schrieb darauf folgendes sonett:

> Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier?
> Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
> Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
> Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeistrung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locken Zier
Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen,
Von Lieb umwebt, mit wunderselgem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen;
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze.

Es war die gattin des jenaer professors Mereau, Sophie Schubert, die sich endlich von ihrem manne scheiden liess, um im jahre 1803 das weib von Clemens Brentano zu werden. Das glückliche paar lebte anfangs in Marburg, dann in Heidelberg, wo sie aber schon 1806, den 31. october, fünf und dreissig jahr alt im wochenbette starb.

Im ersten jahre seiner ehe schrieb Brentano, der damals die Limburger Chronik kennen lernte, eins seiner reinsten schönsten werke, ein seitenstück zu Novalis Heinrich von Ofterdingen, die leider auch unvollendet gebliebene «Chronik eines fahrenden Schülers» (gedruckt erst 1818 in Försters Sängerfahrt). An dies werk erinnerte er sich noch am lebensende, in der zueignung zum Gockel, mit freude, die «Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau» für skizzen aus dem umfang jener chronik erklärend. — Die langen schmerzen der trennung, die mit seinem verhältniss zu Sophie verknüpft

gewesen waren, liess er hier in dem liede der schönen Laurenburger Els rührend nachklingen:

Es sang vor langen Jahren
Wol auch die Nachtigall,
Das war wol süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein —
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!

Im todesjahr seiner frau gab er mit Arnim, der inzwischen auch sein schwager geworden

war, «Des Knaben Wunderhorn» heraus, worin jene jahrelangen liedersammlungen niedergelegt wurden. Goethe, «unser aller meister,» wie ihn Brentano in einem briefe von 1806 nennt, hiess das buch als ein nationalwerk in der jenaischen literaturzeitung bewundernd willkommen; J. Görres widmete im folgenden jahre seine «Deutschen Volksbücher» an Clemens Brentano, dessen bibliothek das hauptmaterial geliefert. —

Was Herder schon im jahre 1767 ersehnt, eine sammlung der alten deutschen «Nationallieder,» die den balladen der Britten, den chansons der troubadoure, den romanzen der Spanier an die seite treten könnte: das wurde so erst vierzig jahre später wirklich geleistet.

Herder's «Gesänge der Völker,» die er in dem selben jahre ans licht treten liess, in dem Clemens Brentano geboren wurde, hatten kaum zwanzig deutsche volkslieder enthalten, alles übrige war nur übersetzung aus der dichtung anderer nationen gewesen!

Da kam 1806 der erste band von «Des Knaben Wunderhorn,» welcher nicht weniger als 210 nur deutsche volkslieder brachte!

1808 folgten dann noch zwei eben so starke bände.

Von den beiden herausgebern hatte Clemens Brentano den meisten poetischen, Arnim den meisten literarischen antheil daran, wie er denn auch allein die angehängte abhandlung über die volkslieder schrieb. Auch bei der Einsiedlerzeitung, die Arnim und Brentano in jenen jahren

mit Görres und den brüdern Grimm zusammen herausgaben, besorgte Arnim das seinem freunde lästige geschäft des herausgebens. Als sie die bald eingegangene zeitung dann in einem quartbande als «Trösteinsamkeit. Alte und neue sagen und wahrsagungen, geschichten und gedichte» (Heidelberg, bei Mohr & Zimmer 1808) erscheinen liessen, nannte sich nur Arnim als herausgeber und schrieb die literarische einleitung «an das geehrte publikum» dazu. Gerade aus den beiderseitigen beiträgen zu dieser zeitschrift ist nun zu ersehen, wie weit der um drei jahre jüngere Arnim (geboren zu Berlin den 26. januar 1781) als lyrischer dichter hinter seinem freunde zurückstand. Brentano hat nur wenige gedichte beigesteuert, aber in allen steckt echte poesie, Arnim hat sehr viele und sehr lange poeme hier abdrucken lassen, aber wenig oder nichts ist von wirklich poetischem werthe. Arnims wahre bedeutung tritt erst in seinen spätern, an tiefsinnigen ideen reichen novellen und romanen hervor.

Was daher im Wunderhorn eigene poetische zuthat der herausgeber ist, davon muss das schönste und gelungenste sicherlich Clemens Brentano zugeschrieben werden. Er hatte auch damals die reichste sammlung an material. — Dass Arnim auf Brentanos zimmer in Heidelberg am Wunderhorn arbeitete, darf auch als charakteristisch angeführt werden.

Was den titel des buches anlangt, so wurde derselbe in der ersten ausgabe nicht nur durch

das einleitungsgedicht erläutert, sondern es reitet auf dem in kupfer gestochenen titelblatt ein knabe, d. h. ein blühender jüngling in altdeutscher tracht auf einem weissen rosse, in der erhobenen rechten ein perlengeschmücktes horn schwingend. Darüber steht «Des Knaben Wunderhorn,» darunter:

Alte deutsche Lieder

L. Achim v. Arnim * Clemens Brentano.

Heidelberg, bey Mohr u. Zimmer.

Frankfurt bey J. E. C. Mohr

1806.

Dann folgt ein gewöhnlicher titel:

Des Knaben Wunderhorn.

Alte deutsche Lieder.

Gesammelt von

L. A. v. Arnim und Clemens Brentano.

Erster Band.

Heidelberg bey Mohr und Zimmer 1806.

Nach der widmung an Goethe eröffnete dann das buch (p. 13) mit dem einleitungsgedicht, worauf p. 15 «Des Sultans Töchterlein» und der «Meister der Blumen» folgt. Das letzte gedicht ist «Des Schneiders Feyerabend.» Von seite 425 bis 464 des bandes bildet die Arnim'sche abhandlung den schluss.

Der gestochene titel des zweiten bandes lautet:

Wunderhorn. Alte deutsche Lieder.

A. v. Arnim. C. Brentano.

II.

Heidelberg, bey Mohr und Zimmer 1808.

Ein äusserst wunderliches kolossales horn, auf dessen einer seite «drink aus», auf der andern «*o mater Dei*» zu lesen, nimmt fast die ganze seite ein. Im hintergrunde ragt die stadt Marburg (?), wo Brentano längere zeit gelebt. Es folgt ein gewöhnlicher titel, mit «des Knaben Wunderhorn» und dann die zueignung, «Lasset uns mayen und kränze bereiten.» Dieser band hat 448 seiten und schliesst mit «Ygels Art.»

Gleichzeitig mit dem zweiten erschien der dritte band. Auf dem gestochenen titel spielt ein mann in mittelalterlicher tracht die guitarre, ein mädchen die harfe, zwischen beiden sitzt ein papagei auf einer stange. Die titelworte sind die selben wie auf dem zweiten bande, ebenso ist der folgende gewöhnliche titel identisch. Dieser band hebt mit den «Liebesklagen des Mädchens» an und schliesst p. 233 mit «Hans Sachsens Tod.» Dann folgt auf ein besonderes schmutzblatt «Schluss» ein blatt, auf welchem steht: «Sr. Excellenz dem herrn geheimrath v. Goethe und allen förderern dieser sammlung unsern dank zum schluss.

L. Achim v. Arnim. Clemens Brentano.»

Mit ganz neu anhebender paginirung kommen

dann die Kinderlieder; zuerst ein wundersam symbolisches bild dem titel gegenüber, die geburt des heilands darstellend, wozu zwei knaben flöte blasen, und alle thiere des waldes herankommen. Auf dem titel selbst hebt ein knabe eine grosse brezel auf einer stange in die höhe. Darüber steht «Kinderlieder», die buchstaben von zerbrochenen brezeln gebildet. Links von dem knaben steht das lied «Wacht auf, ihr schönen Vögelein», rechts «Wacht auf, ihr kleinen Schülerlein.» Zu seinen füssen: «Anhang zum Wunderhorn. Heidelberg, Mohr und Zimmer 1808.» Es sind 103 seiten.

Ueber die wirkung des buches hat Arnim in der nachschrift zur zweiten ausgabe (1819) berichtet. — Er hat dort auch die schönen worte Goethes im auszuge mitgetheilt.

Was ein anderer grosser zeitgenosse der romantiker über das Wunderhorn geschrieben, war Arnim wohl nicht bekannt geworden: Arthur Schopenhauer leitete die theorie der lyrischen poesie in seinem 1819 erscheinenden hauptwerk «die Welt als Wille und Vorstellung» wesentlich aus der «trefflichen sammlung im Wunderhorn» ab. Die stelle (p. 293—296 der dritten auflage, 1859) ist zu lang zum hersetzen, aber sie ist ausser dem über die tragödie und das genie gesagten das schönste und lesenswertheste in jenem ganzen abschnitt des buches.

Wenn Kobersteins «Geschichte der deutschen Nationalliteratur» (I, 326 der 5. aufl. ed. Karl Bartsch) Uhlands Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder (1844) «den reichsten

und zugleich zuverlässigsten schatz» nennt, so darf man doch keineswegs glauben, dass Uhland etwa im stärksten gegensatz zu Arnim und Brentano seine urkunden mit diplomatischer genauigkeit abgedruckt hätte. Uhland spricht sich selbst hierüber im anhang seines buches aus. Nachdem er eine quellennachweisung und aufzählung der vorhandenen volkslieder gegeben, fährt er fort: die grosse liedersumme, die sich aus obiger zahlenangabe herausstellen würde, schwindet sehr zusammen, nicht blos weil viele lieder vielfach wiederkehren, sondern mehr noch durch abrechnung der künstlicheren gattungen. Die übrig bleibenden volksmässigen stücke waren wieder nicht ohne abzug zulässig, weder zuchtlose, noch leblose wurden hervorgesucht. So gab er von den 262 nummern des Frankfurter liederbuchs (1584) nur 64! Von seiner texteskritik bemerkt er, sie sei mit grosser zurückhaltung geübt worden. «Sie besteht zumeist in weglassungen. Wenn mitunter auch müssige oder unanständige stellen weggeblieben sind, ohne dass deren unechtheit behauptet werden kann, so wird dies keinen besondern tadel erfahren.»

Wir haben folglich bei Uhland so wenig ganz genaue texte wie im Wunderhorn. Auch Uhland stellte aus acht bis zehnfach vorhandenen texten einen her. Und was die sprachbehandlung anlangt, so urtheilte Emil Weller (Annalen der poetischen nationalliteratur der Deutschen im XVI. und XVII. jahrhundert.

Freiburg 1864. II, p. 111.) «Zu denen, welche bei abdrücken willkürlich die alte sprache veränderten, ohne sie zu modernisiren, gehört ausser Schade noch Uhland.» Weller beklagt auch p. 28, dass Uhland das liederbuch des Apiarius, das so viel treffliches und volksthümliches bringe, mit verachtung angesehen habe.

Wollte man daher die texte in «des Knaben Wunderhorn» kritisch herstellen, so könnte dies nur durch eine von grund aus neue vergleichung mit den quellen selbst geschehen. Mit einer blossen verbesserung nach Uhland, wie eine solche der herausgeber der ausgabe von 1846 vorgenommen, ist es nicht gethan. Ein buch aber, das wie das Wunderhorn von zwei wahren dichtern hervorgebracht und dann eine völlige revolution in der deutschen dichtung bewirkt hat, das ist nationaleigenthum geworden und verdient in jedem fall seine unveränderte konservirung.

Während sich Brentano gerade um das jahr 1818, wie wir weiter unten sehen werden, von der literatur ganz zurückzog, sammelte Arnim fort und fort, bis zu seinem indess schon 1831 (am 21. januar) erfolgten tode. Erst im jahre 1845 wurden diese nachgelassenen Arnim'schen manuskripte zum Wunderhorn zu einer neuen ausgabe verwendet, welche im 13., 14. und 17. bande von Arnims «sämmtlichen werken» erschien. Als herausgeber der Arnim'schen werke nannte sich auf dem titelblatt der ersten 12 bände Wilhelm Grimm, der auch ein schönes vorwort zum ganzen (vor dem ersten bande)

schrieb. Der 12. band erschien 1842. Erst 1845 kam der 13. band heraus und auf diesem, wie auch auf allen folgenden findet sich die notiz «Herausgegeben von Wilhelm Grimm» nicht mehr auf den titelblättern. Der 13. band enthält nun den ersten band von «des Knaben Wunderhorn,» und hebt mit folgender von niemand unterzeichneter vorbemerkung an: «Der neuen ausgabe des Wunderhorns ist voraus zu bemerken, dass sie in die Arnim'schen gesammtwerke überzugehen bestimmt ist. Im einverständniss mit den früheren herausgebern ist diese sammlung nach den von Achim von Arnim hinterlassenen vorarbeiten und correcturen gänzlich umgearbeitet, wie auch die von allen seiten Deutschlands hinzugekommenen varianten gesichtet und die besseren, das heisst ursprünglicheren, die poetisch und wissenschaftlich dem wahren interesse am lebendigsten entsprechen, diesem werke als ihm eigenthümlich zukommend einverleibt worden sind.» Mit «den früheren herausgebern» kann nur Wilhelm Grimm gemeint sein und ergibt sich daher zweifellos, dass die umarbeitung des Wunderhorns nicht etwa von Grimm herrührt. Der zweite und dritte band erschien «Berlin 1846, expedition des v. Arnim'schen verlages.» Ferner wird eine neue ausgabe in vier bänden angeführt: Berlin 1846—1854. Dieser vierte band enthält weitere nachträge. Da sich aus diesen posthumen ausgaben nicht ersehen lässt, was von Arnim herrührte, was von dem neuen editor, so hätte eine neue ausgabe des Wunder-

horns, wenn es eben das Wunderhorn von Arnim und Brentano sein sollte, sich an die von diesen selbst besorgte ausgabe zu halten.

Das «Wunderhorn» ist unser allernationalstes buch. Hier wird das evangelium der echten poesie verkündet, das evangelium, dass nicht eine abstrakte schönheit, ein nie und nirgends sich begebendes ideal motiv und inhalt der kunst sei, sondern dass sie überall der spiegel dieser welt, der wirklichkeit, einer bestimmten nation sei. Die erhabensten züge des deutschen geistes sind daher in diesen liedern ebenso festgehalten, wie die düstersten irrwege der leidenschaft darin beleuchtet werden. Nationallaster und nationaltugenden zeigen sich hier, das reine und unreine wird mit gleicher naivetät dargestellt, heidnische weltlust wechselt mit den süssesten inspirationen des christenthums. Das buch ist eine ganze welt für sich allein, wie Homer, Cervantes und Shakespeare. —

Ein im Wunderhorn enthaltenes volkslied (II, 204) gab Brentano die idee zu seiner einfach-ergreifenden «Geschichte vom braven Casperl und schönen Annerl» (geschrieben um 1808, erschienen erst 1817 in Gubitz' Gaben der Milde). Es ist die alte furchtbare sage von dem schwert des scharfrichters, das im schrank zu klirren anfängt, wenn ein mensch ins zimmer tritt, der dereinst mit ihm hingerichtet werden soll. E. Th. A. Hoffmann hat in seinen späteren novellen nie die klassische form dieser

Brentanoschen erzählung zu erreichen vermocht, wenn er auch den kreis des gespenstischen dadurch glücklich erweiterte, dass er es nach seinem eignen ausdruck als das «entsetzen an dem tief gespenstischen philistrismus,» der grauenhaften alltäglichkeit des damaligen deutschen lebens auffasste.

In des dichters eigenes leben sollte um diese zeit eine schreiende dissonanz kommen. Ein junges mädchen, Auguste Busmann, die nichte des banquier Bethman in Frankfurt a. M., fasste für ihn eine heftige leidenschaft, deren sinnlicher rausch ihn ebenfalls hinriss, so dass er das mädchen nach Cassel entführte und dort heirathete, obwol ihn schon auf dem wege zur kirche die reue überfiel. Sie lebten erst in Cassel, dann in Landshut, aber noch vor ablauf des ersten jahres löste er das ihm unerträgliche verhältniss durch die flucht. Sie setzte die gerichtliche scheidung durch und heirathete bald wieder.

Brentano zog nach Berlin, Mauerstrasse 34, wo wir ihn zu anfang des jahres 1810 ganz mit seinen «Romanzen vom Rosenkranze» beschäftigt finden. Der maler Runge in Hamburg sollte randzeichnungen dazu entwerfen, ähnlich den Dürer'schen im münchner gebetbuch. Als dies sein lieblingsprojekt durch Runges frühen tod vereitelt wurde, liess der dichter die arbeit liegen. Von der dichtung selbst hatte er an Runge geschrieben:

«Es ist nicht dieses lied selbst, das ich liebe, es ist die fata morgana über meinem versunke-

nen irdischen paradiese, das nest eines verbrannten, aber nicht wieder erstandenen phönixes, in dessen asche blasend ich diese gestalten gesehen habe, aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich musste sie singen mit gebrochener stimme».

In der that finden wir in den erst 1852 gedruckten fragmenten des werkes, u. z. in der episode Biondettas mit dem teufel, die ganze glut der sinnlichkeit, wie sie sein verhältniss zu seiner zweiten frau oder auch zu einem mädchen von dem er gesungen, «o lieb mädel wie schlecht bist du», dem dichter eingegeben haben mochte, und die geistigste zartheit in der ehe Jakopones und Rosablancas scheint wie eine erinnerung an seine Sophie. Die lösung aller angeregten konflikte, die büssung der schweren alten erbsünde mit der entstehung des rosenkranzes hat er uns nicht gegeben. Denn das werk, in das auch die sage vom Tanhäuser, dessen lied im Wunderhorn zuerst wieder bekannt gemacht worden, auf eine neue art*) verflochten werden sollte, ist kaum zur hälfte vollendet worden.

Merkwürdig kontrastirt mit dem an Runge geschriebenen die sechszehn jahr spätere selbst-

---

*) In den prosanotizen, die fortsetzung der rosenkranzromanzen betreffend, theilt Brentano ganz neue mythen vom Tanhäuser mit: von seinem verhältniss zu einer schönen zigeunerin, die er trifft, als er vom pabst verstossen in den Venusberg zurückkehrt und mit der er zwei kinder, Kosme und Abano zeugt; und anderes sehr sonderbare.

kritik (in einem briefe aus Koblenz vom 3. juli 1826): «Die romanzen vom rosenkranz! . . Der halb zwischen pomeranzen, apfelsinen und dergleichen in thränen gepökelte, verschimmelte wechselbalg der melancholisch funkelnden phantasie und des zerrissenen herzens. Was soll ich um himmels willen mit diesen geschminkten, duftenden toilettensünden unchristlicher jugend anfangen? Das ist eine wahrhaft liebliche und darum um so ängstlichere todtenerscheinung! Ich habe keinen zusammenhang mehr mit diesen dingen als das tragische gefühl aller vergeblichkeit und eine leise beschämung, dass ich hinein blickend so vieles seichte und ungründliche darin finde, welches das colorit, die interessante stimme und überhaupt der ganze syrenosyropismus des dichters nicht für ihn selbst verbergen kann. — Wer nur einen moment des lebens, nur das kleinste fragment der natur, ich will nicht sagen versteht, nein, nur ruhig stehen lässt und vorübergehend anschaut, ohne daran zu zerren, zu modelliren, zu metamorphisiren: der findet eine so unendliche, tiefe, hohe und doch naive, einfältige würde und bedeutung in jeder realität, ohne übrige deutung, dass für das empfangen nur dank und für das besitzen nur opfer übrig bleibt, um es zu würdigen. Aller übrige umgang mit den dingen, der sie dreht und wendet und färbt und schmückt und überdestillirt, was die poesie besonders will, ist am ende nur ein götzendienst, der durch seine spiritualität

um so gefährlicher ist. Ich könnte hier eine ganze abhandlung schreiben, aber sie würde uns beide nicht weiter führen: alles das will erlebt sein».

Neben dieser dichtung beschäftigte ihn der deutsche märchenschatz, aus dem er grossen und kleinen kindern allerorten in phantastischer umbildung mittheilte. Nachdem er schon im juni 1810 an Runge gemeldet: «Ich gehe jetzt damit um, kindermärchen zu sammeln», trat er 1816 mit Reimers buchhandlung über die herausgabe des erst zum theil vollendeten märchencyklus in unterhandlung. Schinkel sollte das buch durch seine zeichnungen verschönern. Allein es trat inzwischen der grosse wendepunkt in seinem leben ein, und so blieben die märchen unvollendet liegen.

Im september des jahres 1816 nämlich, an einem donnerstag abend, lernte Brentano in einem jener vornehmen geistreichen abendzirkel des damaligen Berlin, wo er aus seinem drama «Die Gründung Prags» und der patriotischen «Viktoria» vorlas, ein junges mädchen kennen, Luise Hensel, die dichterin des in das schlussgedicht des Gockelmärchens verflochtenen abendgebetes «Müde bin ich, geh' zur Ruh». Er fühlte bald die tiefste neigung für sie. Als er — nach seinen eigenen worten — verwüstet, geängstigt, im innern unheilbar krank, erstarrt gegen gott und geekelt gegen die welt, wie in einer pfadlosen traumöde, im verderbten leben stand, und verzweifelt an sich selbst, ohne lust am bösen und guten, nichts war als ein

dumpfer, todter mensch: da erschien sie ihm wie der samariter dem unter die räuber gefallenen. In den leidenschaftlichsten, noch erhaltenen briefen und gedichten schüttete er ihr sein herz aus; «Vergeblich! Kennst du dies schreckliche wort? Es ist die überschrift meines ganzen lebens; es brennt mir auf der stirne äusserlich wie im hirne innerlich; all mein denken, thun und leiden, mein unendliches leiden war vergeblich». Sie aber antwortete ihm: «Was hilft es Ihnen, dass sie einem jungen mädchen das sagen? Sie sind so glücklich die beichte zu haben, Sie sind katholik, sagen Sie Ihrem beichtvater was Sie drückt».

Und er ging in der Hedwigskirche zu Berlin, ende februar 1817, zum ersten mal seit funfzehn jahren zur beichte.

Ein im januar vorher geschriebener brief ist wie ein blick in seine seele: «Mein armes herz war so voll, ich hätte sterben mögen, ich zitterte, dich an mein herz zu drücken und zu sterben. O, was habe ich dir zu danken! Nicht diese minuten sind es, nein, die innere wohlthat ist es, das leben, womit du mich durchdrungen und geflügelt, das leben das mir nie geworden, den zweiten, vollen, seligen frühling für den ersten, der vergeblich und ohne sonne war. Ich weiss wohl, das alles ist dir nicht recht und du wünschest alles ganz anders. Aber ich sage dir, lasse meiner liebe diese jugend, denn alles andere wird auch kommen; so nur fühle ich, dass ich noch lebe.

Als ich so in der dunklen treppenecke auf

dich harrte, sang ich still für mich folgenden lächerlichen vers, bei dem ich schier weinte:

> Ach, Alles geht vorbei!
> Selbst dieser Unverstand,
> Den ich in einer wunderselgen Stunde
> An einer Wand empfand,
> Hat nicht Bestand.

Ich ging bis zwölf uhr spazieren, meine brust war frei und ich sang fort:

> Schweig Herz, kein Schrei!
> Denn Alles geht vorbei,
> Doch daß ich auferstand
> Und, wie ein Irrstern, ewig sie umrunde,
> Ein Geist, den sie gebannt,
> Das hat Bestand».

So schwankte er noch zwischen Amor und Caritas. Das irdische glück der liebe, um das er doch auch und mit solcher innigkeit bei ihr warb, hat sie ihm strenge versagt, aber er fand endlich durch sie ruhe in der göttlichen liebe. Mit ihr zusammen noch gab er in Berlin das büchlein heraus «Trutznachtigall» mit einer vorrede «Einiges von dem Leben, Handeln, Leiden und Sterben des geistlichen Vaters Spee von Langenfeld» (Berlin bei F. Dümmler 1817). Dann aber verliess er die stadt. Die immer wieder ihn übermannende sehnsucht, die geliebte ganz die seine zu nennen, konnte nur durch ein grausames losreissen von ihrer nähe zum schweigen gebracht werden. Schon aus Brandenburg, den 15. sep-

tember 1819, abends 10 uhr schrieb er: «Du zürnst nicht, dass ich dir schreibe, ja es macht dir freude, denn du bist meine liebe seele. Ich habe gebetet und liege im bett und weiss gar nicht, wie ich auf einmal neun meilen von dir bin, ja ich will es gar nicht denken, es müsste mich ja betrüben und wenn ich ein stein wäre, so lieb bist du mir. Ich will diese täuschung, dass du mir ganz nah seist, dass ich mit dir redete, gar nicht unterbrechen. Vor allem möchte ich dich an mein herz drücken; dann aber den menschen, der das schreiben und der die posten erfunden hat». — Er konnte sie nicht vergessen, aber die räumliche und zeitliche ferne lässt die geliebte, unerreichbare, ewigverlorene gestalt wie durch einen mildernden flor erscheinen. Er flüchtete sich nach Dülmen in Westfalen, um am krankenbett der frommen nonne Katharina Emmerich deren wunderbare visionen niederzuschreiben und für die mit- und nachwelt aufzubewahren. Dies erkannte er nun als seinen einzigen beruf. Alle seine reichen sammlungen, bücher und manuskripte verkaufte er, mit seinem ganzen bisherigen leben brach er, von der poesie nahm er in einem gedicht an die freundin, die er nur am schmerzenslager der heiligen und dann als barmherzige schwester wiedersah, mit einem bittern fluche abschied:

Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heilge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen.

In frommem wahnsinn schrieb er zu Dülmen bis zum tode der Emmerich, februar 1824, die betrachtungen, ahndungen und gesichte der mit den wundenmalen des herrn, gleich dem h. Franziskus, gezeichneten auserwählten nieder. Sein übriges leben verwendete er zur ausarbeitung dieser manuskripte, 14 bände, womit wir ihn dann in Koblenz, Regensburg und München ausschliesslich beschäftigt finden. Bei seinen lebzeiten erschien aber davon nur «Das bittre Leiden nach den Betrachtungen der gottseligen Emmerich» (1833), von dessen ersten sechs auflagen mehr als 15000 gulden zu frommen zwecken verwendet wurden. Erst 1852 folgte «Das Leben der allerseligsten Jungfrau Maria», wovon er noch 1841 die ersten druckbogen gelesen hatte. Der rest der manuskripte befindet sich im benediktinerkloster zu München.

Aber wie der stumme schwan nach der alten sage vor dem sterben noch zu singen anhebt, so liess auch der unter tiefen theologischen studien und immerwährenden seelenkämpfen verstummte und ergraute romantiker noch einmal das wunderhorn seiner jugend ertönen, er stimmte seinen schwanengesang an: das liederdurchklungene märchen «Gockel, Hinkel und Gackeleia».

Schon seit dem jahre 1826 hatten ihn freunde gebeten, jene märchen drucken zu lassen, über die er einst in Berlin mit Reimer unterhandelt hatte. Er antwortete: «Die märchen sind sehr obenhin gesudelt; ich selbst aber vermag dergleichen nicht mehr zu überarbeiten» und ein jahr später etwas milder, weil es sich um die zuwendung des ertrages an ein armenhaus handelte: «Es kommt auf Jhre liebe an, ob Sie etwan die correktur übernehmen wollten? Aber mein gott! es ist ja mehr dabei zu thun; der stil ist so nachlässig und einzelne partien sind gewiss unaussprechlich schlecht. Ich erinnere mich oft des ekels bei den letzten vorlesungen. Ist es wohl möglich, dass Sie das manuskript durchlesen und, ohne alles mindeste vorurtheil, was gar zu ledern gedehnt ist zusammen ziehen? Vielleicht hülfe der liebe Thomas oder gar frau Willemer, die so viel sinn und talent hat. Der titel könnte sein: Märchen, nachlässig erzählt und mühsam hingegeben von Clemens Brentano». Damals wurde nichts aus der unternehmung und zu der gesammtumarbeitung kam es überhaupt nie; die nach Brentanos tode von G. Görres (zum besten der armen) herausgegebenen märchen bieten eben nur den vom verfasser wie gezeigt desavouirten text. Aber zum glück gab er gerade dem schönsten dieser märchen, dem kinde auch seiner alleinigen und eigensten erfindung, dem Gockelmärchen die definitive vollendung, als er es zu München im jahre 1836 mit der alten

lust und liebe zur poesie umarbeitete. Schreibt er doch selbst an eine jüngere freundin, München, den 21. januar 1838: «Ich danke, dass du meine kinderei [eben das märchen] wohlwollend aufgenommen, so möge denn meiner strafe [weil ihn die publication von seiner eigentlichen lebensaufgabe abzog] durch den vielen verdruss bei dieser arbeit genüge gethan sein. Du hast recht, es ist viel tief gefühltes und erlebtes darin, und selbst der muthwille ist ein kind des schmerzes». Und an seinen bruder Georg, den 27. november 1838: «Herzlichsten dank für die mühe, mir die wohlgemeinte kritik meines märchens durch eine geistreiche dame abzuschreiben. Ich habe diese kritik mit grosser bewunderung gelesen; welche märchen man über ein märchen erdenken kann! Lieb ist mir, dass lauter tugend und religion herausgefunden ist, und lustig ist mir, dass ein schweisstropfen, der auf eine der steinplatten beim lithographiren fiel und einen weissen fleck bildete, als ein stern über dem bilde der treue erscheint, welche figur nichts anderes ist, als eine altmodische kindermagd, von der ich einmal sprechen hörte. Der lebküchler, welcher auf allerlei religionskriege deuten soll, ist nichts als ein hier durchreisender bildhauer, der alle leute *par force* in suppenteller mit wachs *en bas relief* porträtiren wollte u. s. w., ist alles ganz lustig vertroffen. Das ganze jedoch mit weit grösserm scharfsinn ausgewickelt, als das kindische märchen verwickelt».

Der verdruss, von dem in dem ersten briefe die rede ist, bezieht sich auf die funfzehn bilder, mit denen die erste ausgabe geziert ist und deren ideen von dem dichter selbst herrühren, seine «mühseligen erfindungen» sind, wie er sie in einem andern briefe nennt. Die steinzeichnerin der vier ersten bilder, Maximiliane Pernelle, starb nämlich, ehe sie die weiteren vollenden konnte an der cholera, und es kostete grosse mühe einen ersatz zu finden. Moritz von Schwind, «den ausgezeichnetsten künstler hier ausser Cornelius und Schnorr,» lernte Brentano leider zu spät für das Gockelmärchen kennen.

Am 15. januar 1837 schreibt er an einen freund: «das manuskript liegt seit einem monat beendet». Das buch erschien dann mit der jahreszahl 1838 «Frankfurt bei Schmerber» [XIV (zueignung) und 346 seiten in hoch oktav].

Das «grossmütterchen,» dem die widmung gilt, ist die schon erwähnte frau geheimrath v. Willemer in Frankfurt, die freundin Goethes.

Dass auch erinnerungen an seine frühverstorbene mutter in das werk hineingeheimnisst worden, geht aus einem briefe an seine nichte Mathilde von Guaita, München 1836, hervor: «Ich will dir schreiben was mir von dem mutterglück meiner mutter mit mir übrig blieb. Als ich früh, einfach katholischer sitte entwöhnt, ohne segen, durch allerlei erziehungsmethoden der scheinwisserei und schönfühlerei überliefert, endlich durch das Babylon des

geschmacks ohne glauben hinirrte und in Norddeutschland ausser der kirche, ohne steuer und mast, wie Robinson auf einer sandbank gestrandet war, lag ich nachts in grossem seelenleiden auf meinem lager und dachte die ganze wüste schifffahrt nach der entdeckung der neuen welt zurück, ob denn gar kein punkt sich finde, woher ich rettung erschreien könne. Da gedachte ich, dass ich als kleiner knabe manchmal von einer gewissen frische erweckt, nachts meine mutter, die im winter aus der gesellschaft gekommen war, über mich gebeugt sitzen sah, die das ave maria und das gebet an meinen schutzengel über mich betete und mir das kreuz auf die stirne machte. — Da knüpfte ich an und suchte die kindergebete wieder zusammen, es war der einzige faden, an dem ich mich gerettet, alles andere hat nichts geholfen. Wo hatte meine gute mutter das her? Wahrscheinlich von einer altväterlichen hatholischen kindermagd, wie das Vreneli im gockel. Gott lohn es ihr. P. S. Du hast ganz recht, wenn du streitest: es sei nichts persönliches noch politisches in meinem märchen; wenn man strümpfe gestrickt hat, können zwar einzelne, aber nicht jedermanns beine hinein».

Mit der «fügung», wovon in der zueignung die rede und die ihn mahnte allen lohn, «den mir gockel je zu tage scharren wird, nach Gelnhausen zu wenden», ist der merkwürdige zufall gemeint, dass während der ausarbeitung des Gockel ein geistlicher in des autors zimmer

trat, um für die erbauung einer katholischen kirche in Gelnhausen zu sammeln. Für diesen zweck wurde denn auch der ertrag bestimmt.

Eine besondere erklärung verlangt auch eine stelle in der rede Gackeleias, kurz nach dem liede

> Kein Thierlein ist auf Erden
> Für dich, o Herr, zu klein.

Die worte nemlich «jetzt kam auch ein wehen und regte die wipfel des hains auf» bis «prächtig herauf» — sind einem lieblingsgedichte des jungen Brentano entnommen, den distichen «Die Nacht» von dem durch frühen wahnsinn der literatur entrissenen Hölderlin:

> Rings nun ruhet die Stadt. Still wird die erleuchtete Gasse
> Und mit Fackeln geschmückt rauschen die Wagen hinweg.
> Satt gehn heim, von Freuden des Tages zu ruhen, die Menschen,
> Und den Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
> Wohlzufrieden zu Haus. Leer steht von Trauben und Blumen
> Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
> Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
> Dort ein Liebender spielt, aber ein einsamer Mann

Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit. Und die Brunnen
Immer erquillend und frisch rauschen im duftenden Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch, die schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Ueber Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

«Ich wünsche», schreibt er 1816 an Luise Hensel, «dass sie die wunderbare gewalt dieses einfachen gedichtes so fühlen könne wie ich, der es viel hundertmal seit zwölf jahren gelesen und in mancherlei zuständen frieden und erhebung darin gefunden, ja, es nie ohne tiefe bewegung und ohne neue bewunderung empfunden hat. Es ist dieses eine von den wenigen dichtungen, an welchen mir das wesen eines kunstwerks durchaus klar geworden. Es ist so einfach, dass es alles sagt: das ganze leben, der mensch, seine sehnsucht nach seiner verlorenen vollkommenheit und die bewusstlose herrlichkeit der natur ist darin. Ist das alles? Wo ist denn die erbarmung und er-

lösung? fragt sie vielleicht und ich sage: sie lese es als ein ebenbild aller geschichte und sie wird auch erbarmung und erlösung darin finden».

Die im tagebuche der ahnfrau zweimal wiederkehrenden ihm «ungemein lieben, süssen reime»

O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und sich zur Heimath sehnet an dem Tage,
Da er von süßen Freunden ist geschieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erster Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da stirbt in Frieden —

diese verse eröffnen den achten gesang von Dantes Purgatorio, wo sie also lauten:

Era già l'ora, che volge 'l disio
A' naviganti, e 'ntenerisce 'l cuore
Lo dì, ch' han detto a' dolci amici A Dio;
E che le nuovo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger, che si muore —

Lord Byron übersetzte die stelle im Don Juan am schluss des dritten gesanges:

Soft hour! which wakes the wish and melts the heart
Of those who sail the seas, on the first day
When they from their sweet friends are torn apart;
Or fills with love the pilgrim on his way,
As the far bell of vesper makes him start,
Seeming to weep the dying day's decay.

Das gebet, welches die edle gouvernante, am schluss des märchens, mit den kindern singt, ist wie schon bemerkt das bekannte von Luise M. Hensel.*)

Schön und tiefsinnig ist die grundidee dieser dichtung. Der ring Salomonis hatte seinen eignern alle herrlichkeiten der welt herbeigezaubert, sie sassen an der hochzeittafel des daseins. Was bleibt nun zu wünschen übrig? Prinzessin Gackeleia wünscht: Mache uns zu kindern alle! Und sie werden alle fromme, fröhliche kinder, denen die ganze geschichte als ein märchen erzählt wird. Ja, nur in den träumen der kindheit ist das glück und die liebe ewig und wechsellos. Aber der zauberpalast des grafen von Hennegau verschwindet über nacht, wie er über nacht emporgewachsen!

Das reichste füllhorn der erfindung ist über das detail der dichtung ausgeschüttet.

---

*) Geboren am 30. märz 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg, wo ihr vater prediger war. Nach dem tode desselben (1809) siedelte die familie nach Berlin über. Im jahre 1817 wurde Luise erzieherin im hause des preussischen gesandten am spanischen hofe, Freiherrn v. Werther. 1818 trat sie zur katholischen kirche über. Später lebte sie in verschiedenen städten der Rheinprovinz und Westfalens, überall als erzieherin oder gesellschafterin wirkend. Seit dem vorigen jahre in Paderborn infolge eines beinbruchs bettlägerig, starb sie, wie Brentano, an der wassersucht, am 18. december 1876 um 10 uhr morgens.

Welch ein humor, dass es alte juden sind, die das ehrwürdige geschlecht des deutschen reichsgrafen an den bettelstab bringen! Wir werden oft an den unsterblichen Cervantes erinnert und Clemens Brentano hat sehr unrecht, wenn er am schlusse der zueignung in die rührende klage ausbricht: die kinder dieser zeit hätten ihm den rücken gewandt wie die phantasie.

Er steht in seinem letzten werk noch ganz auf seiner höhe. In allen seinen schöpfungen, selbst im kleinsten gelegenheitsgedicht, hat er immerdar ächte, wirkliche empfindung ausgesprochen, sie sind alle offenbarungen seines innern lebens, alle inspirirt von dem mitteilungsdrange eines tief poetischen gemütes. Es schwebte ihm immer etwas ganz reales vor, konkrete poetische ideen und gestalten, der wirklichkeit entnommen; nirgend finden wir blosse poetische floskel und phrase, nirgend jenen falschen idealismus, der mit seinen grössten allgemeinheiten des wahren, schönen und guten in Wolkenkukuksheim nur eine tönende wortpoesie zeugt. — Was Brentano fehlt, ist, nach George Sands ausspruch, *un défaut de ses vertus*. Sein innerer reichthum war so gross, dass er in dessen gestaltung nicht immer den forderungen der strengen kunstform nachkam. Er lässt die arabesken seiner phantasie oft die einheit des kunstwerks überwuchern. Seine improvisationen mochte er später nicht mühsam bearbeiten oder zu ende führen. Daher so viel unvoll-

endete werke. Indessen *si quis totâ die currens pervenit ad vesperam satis est:* dieser spruch, den der philosoph von Frankfurt aus seinem Petrarca auf sich anwandte, mag auch auf diesen, nächst Goethe, grössten dichter Frankfurts mit recht angewandt werden.

Die worte des ernteliedes am schluss des tagebuchs der ahnfrau:

> Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
> Er mäht das Korn, wenns Gott gebot;
> Schon wetzt er die Sense —

gingen für den dichter bald in erfüllung. Schon in München längere zeit an der wassersucht leidend reiste er endlich zu besserer pflege nach Aschaffenburg, in das haus seines bruders Christian. Anfangs war er hier wohler und heiterer und freute sich auf ein künftiges dauerndes zusammenleben. Aber bald verschlimmerte sich sein zustand. Das wasser stieg und stiess gewaltsam ans herz. Und nachdem er die heiligen sterbesakramente, in gegenwart des malers Steinle und des Abts vom Trappistenkloster auf dem Olivenberg im Elsass, mit grosser ruhe, andacht und klarheit empfangen, verschied er am 28. juli 1842 halb neun uhr morgens.

Den schönsten nachruf widmete ihm der edle, mit dem feinsten verständniss für alle ächte poesie begabte Wolfgang Menzel in seinem literaturblatt vom 22. und 25. september 1852, als Christian Brentano die werke seines bruders in einer (übrigens nicht voll-

ständigen und durch äusserst fade widmungsgedichte des editors verunstalteten) gesammtausgabe erscheinen liess. Wolfgang Menzel, dessen tod wir jetzt auch zu beklagen haben, schrieb:

«Der selige Clemens Brentano war eine der reichbegabtesten und liebenswürdigsten, wie liebreichsten seelen in Deutschland; aber sein leben fiel in eine zeit, in welcher nichts so wenig anerkannt und überhaupt begriffen worden ist als eine innige, kindliche, naive und überall sich in ihrer unbewussten schönheit gehen lassende natur, in welcher endlich auch die frömmigkeit nur für heuchelei oder poetische caprice und phantasterei gilt.

Wenige die das reich der neuen deutschen poesie durchwanderten, geriethen in die einsamkeit jener abgelegenen gebirgsregion, in welche zartere geister sich vom marktlärmen unten zurückziehen, und verweilten beim anblick der seltenen blumen, die hier aufgegangen waren. Als nun vollends über jenem wunderbaren waldgärtlein das kreuz sich erhob, da liefen die wanderer lieber gleich naserümpfend weiter, und gaben die arme seele verloren, die so weit abgeirrt von den gemeinen und sichern pfaden des welt- und poesieverkehrs».

Ausser der erwähnten marmorbüste von Friedrich Tieck kenne ich eine Brentano als dichter des Gockel darstellende radirung von Ludwig Grimm. Er ist hier in ganzer gestalt abgebildet, hält die feder in der hand und ist

von den emblemen des gockelmärchens umgeben.

Auf dem titelbild der gesammtausgabe blickt uns Clemens Brentano als ernster, tiefdenkender mann an. Es ist ein brustbild und darunter stehen in feiner zierlicher handschrift die schlussverse des gockelmärchens:

> O Stern und Blume, Geist und Kleid,
> Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!





HEINRICH HEINE.



u Düsseldorf am 13. december 1799 wurde Harry Heine von jüdischen eltern geboren und empfing in der christlichen taufe zu Heiligenstadt bei Göttingen am 28. juni 1825 den namen Heinrich. Seine studien begann er in Bonn unter A. W. Schlegel, setzte sie in Berlin unter Hegel fort und erwarb in Göttingen fünf tage nach seiner taufe den grad eines doctors der rechte. Dass er unter einem der häupter der Romantischen Schule anfing blieb für seine dichterische laufbahn bedeutsam; dass er sich ernstlich mit der rechtswissenschaft beschäftigte deutete seine tätigkeit als publicist an; Hegels einfluss aber stand dominirend über beiden seiten der Heine'schen persönlichkeit.

Im jahre 1823 gab er schon (in den briefen an L. Robert u. a. p. 133) gleichsam das programm seiner künftigen poesie mit folgendem worte aus: «Etwas das ein individuell-geschehenes und zugleich ein allgemeines, ein

weltgeschichtliches ist und das sich klar in mir abspiegelt, einfach, absichtslos und episch-parteilos zurückgeben im gedichte». Aber erst auf der höhe seines schaffens wurde er diesem programm gerecht, ja, am allervollendetsten finde ich diese symbolische poesie ausgeprägt in dem erst aus seinem nachlass veröffentlichten «Bimini».

Einsam auf dem strand von Cuba,
Vor dem stillen wasserspiegel,
Steht ein mensch, und er betrachtet
In der flut sein konterfei.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der greis
In dem wasser zu betrachten
Sein bekümmert spiegelbildniss.

Dieser mann ist einer der spanischen conquistadores, welcher ein schiff ausrüstet um die insel aufzusuchen, wo nach der cubanischen sage der quell der ewigen jugend fliesst. Er umgiebt sich mit einer schaar von freunden und weibern, alle alt wie er, und sie ziehen sich jugendliche kleider an, um, am ziele der reise angekommen, sogleich das passende costüm anzuhaben. Und so kreuzt er jahre lang auf dem meere umher und

Während er die jugend suchet
Wird er täglich alt und älter —

bis der tod ihn belehrt, dass die wahre quelle der verjüngung das wasser des Lethe ist.

Hier hat der dichter, selber «unjung und nicht mehr ganz gesund», uns eine allgemein gültige idee in konkreteste form gekleidet, hier ist das abstraktum zum symbol verkörpert, und das höchste geleistet was die poesie überhaupt leisten kann. Bimini ist durch keine, dem stoffe fremde zutaten in seiner reinen wirkung beeinträchtigt. Das gedicht hat die strengste künstlerische einheit und zugleich das allerreichste detail der schilderung.

In denselben kreis gehört das kleine Kortezepos im «Romanzero»: die dichtung Vitzliputzli mit dem Praeludium, reich an gradezu einzigen schönheiten. Wiewol aber Kortez im eingange zum eigentlichen helden des liedes erklärt wird, ist die idee dieses meisterwerks der symbolischen poesie: der kampf der götter und das verdrängen der einen religion durch die andre:

> Doch ich sterbe nicht; wir götter
> Werden alt wie papageyen,
> Und wir mausern nur und wechseln
> Auch wie diese das gefieder.

Deshalb ist das gedicht auch Vitzliputzli und nicht Kortez betitelt. Kortez ist nur der fahnenträger der heiligen Jungfrau wider den gott von Mexico. Indessen sind auch sozusagen die personalien dieses heiligen conquistador mit vorliebe geschildert, so jene scene, wo die gefangenen spanier in der stadt Mexiko hingerichtet werden und der feldherr mit wenigen der seinen auf der landzunge

drüben, unter den trauerweiden, zusieht, und wie Kortez, als der sohn der schönen abbatissin, seiner ersten jugendliebe, zum tode geschleppt wird, sich die trähnen aus den augen wischt

Mit dem harten büffelhandschuh

— das, das ist poesie!

In einer strophe des Vitzliputzli feierte der dichter als seinen bessten heros den Moses, der uns mehr als Columbus, dieser schenker einer welt,

Der uns einen gott gegeben.

Die jüdische abstammung Heines und die von seiner streng-orthodoxen mutter geleitete erziehung machten in seinen späteren mannesjahren ihr recht wieder geltend, und es ist gewiss einer der edelsten und menschlich ergreifendsten gemütszüge des dichters, dass er im Romanzero zu dem verlassenen glauben seiner kindheit zurückkehrt. Und wenn es auch nur eine vergebliche sehnsucht war, wie man einer durch eigene schuld verlorenen geliebten gedenkt, so gab ihm dies sehnsüchtige erinnern doch mit seine sublimsten schöpfungen ein. Das III. buch des Romanzero eröffnen die Hebräischen Melodien mit der «Prinzessin Sabbath» in welcher das heil und der fluch des judentums unübertrefflich symbolisirt wird.

Während dies gedicht von grosser künst-

lerischer geschlossenheit ist, ist Jehuda ben Halevy fast nur aus episoden zusammengesetzt, freilich kostbare perlen der poesie einschliessend. Unvergesslich rührende töne entlockt ihm hier seine jugendreligion:

> Lechzend klebe mir die zunge
> An dem gaumen und es welke
> Meine rechte hand, vergäss ich
> Jemals dein, Jerusalem.

Auch jene tiefsinnige, ganz der symbolischen poesie angehörende dichtung von der wilden jagd im «Atta Troll» umwebt mit den süssesten tönen der poesie die gestalt der Herodias und klingt tiefergreifend in der klage um das verlorene Jeruscholaym aus.

An Herodias gemahnt den dichter auch der tanz der «Königin Pomare», in jenem brillanten gedicht, wo er die tragik der modernen Hetäre, das thema der langatmigen romanoktavbände der franzosen, in wenigen, unvergänglichen strichen zeichnet; wie er andrerseits die tragik der reinen, aber unglücklichen liebe in jenen vier strophen vom dem ebenfalls semitischen sklaven aus dem stamm der Asra und der schönen sultanstochter durch ein bild voll unbeschreiblichen poetischen zaubers darzustellen wusste.

Eine tiefe symbolik liegt auch den gedichten des Romanzero zu grunde, welche die geschichte oder die mythologie humoristisch auffassen, wie «Rhampsinit», «Marie Antoinette», der «Apollogott» oder auch jenes poem von

dem könig von Mahavasant und seinem weissen elefanten. Weit entfernt, dass diese dichtungen den vorwurf der frivolität verdienten, merkte schon Schopenhauer den ernst hinter all diesen scherzen und possen. Heine hat sich hier vom witz seiner jugendgedichte zum humor des mannes erhoben, zum humor, der, wie er selbst sagt, die lächelnde trähne im wappen hat.

Mit «Bimini» und den sich daranschliessenden gedichten hat Heinrich Heine die bahn weiter verfolgt, die Goethe mit der «Braut von Korinth», dem «Mahadöh» und namentlich mit seinem gedicht «Legende»

> Wasser holen ging die reine
> Edle frau des hohen Bramen

eröffnet hat. Denn dies gedicht entfaltet auch in anschaulich konkreter gestalt eine tiefste idee, es ist symbolisch. Die poetische symbolik ist aber himmelweit verschieden von der immer abstrakt bleibenden allegorie, von welch letzterer Goethes gedicht «Geheimnisse» ein abschreckendes beispiel ist. Theoretisch verstand Goethe die sache aber sehr gut und bezeichnete sehr richtig (1811, zu Riemer) den Chevalier de Grieux und seine Manon Lescaut als «sinnliche abstrakta der kunst».

Noch weit unmittelbarer als an Goethe schliesst sich Heine jedoch an Brentano an, dessen rosenkranzlegende die symbolik zuerst

zum alleingültigen poetischen princip zu erheben unternahm. Und nicht nur das symbolische princip eignete sich Heine von dem romantiker an, auch die form seiner oben erwähnten dichtungen ist ganz direkt von Brentano adoptirt.

Wie der held in Bimini steht Cosme in der 1. romanze vom rosenkranz, am strand des meeres:

> Aus dem wasserspiegel mahnt
> Ihn des alters ernster bote:
> Du wirst bald die schuld bezahlen!
> Spricht des hauptes silberlocke.

Wie sehr erinnert an verschiedene verse Heines folgender seufzer Brentanos:

> Ach, es spiegeln sich die sterne
> In dem blanken, bösen dolche.
> Ach! wie schrecklich sind die sterne,
> Denkt im herzen Jacopone,
>
> Unbekümmert um mein elend
> Spielen sie mit meinem dolche.

Und jene glänzende episode in der III. abteilung des Jehuda ben Halevy von dem kästchen, in welches Alexander «die gedichte des ambrosischen Homeros» gelegt und des kästchens fernere wanderung: in der IX. rosenkranzromanze hat diese stelle ihr ganz unzweifelhaftes vorbild: Apone erhält hier das mysterienbuch von Moles, welcher dabei erzählt:

Mir gabs meine selge mutter,
Die drum einen mönch ermordet,
Der es in dem sarg gefunden
Eines zauberischen mohren;

Der von einem alten Juden
Es getauscht um heilge brode
Wahren leibs und wahren blutes,
Die er vom altar gestohlen!

Und der Jude, einen Hunnen
Hat er um das buch betrogen,
Der von einem arzt beim sturme
Von Cracovia es erobert.

Und der arzt kam zu dem buche
Durch die erbschaft eines Kopten,
Dessen stamm durch manch jahrhundert
Es erhielt, Gott weiss wie? woher?

Doch dass über Adams schulter
Einstens an dem dritten morgen,
Es ein engel abschrieb munter —
Stehet auf dem letzten bogen

Freier Wille ist des buches
Süsser titel in zwei worten.

Heine war der glücklichere dichter, er konnte wenn auch noch nicht vollenden doch weiter führen was Brentano als glänzenden torso zurückgelassen hatte.

Ich glaube, dass die poesie der zukunft überhaupt symbolisch sein wird. Sie wird nicht idealistisch sein, denn das erträumt seinsollende, nie und nirgends sich begebende, das thema von Schillers pessimistischen klagen

in den «Idealen» und «Ideal und Leben» — alles das verfliegt wie schatten vor der sonne, wenn eine kräftige nation sich auf sich selbst besinnt und ihre uralte politische macht wiederfindet. Die poesie der zukunft wird nicht realistisch sein, im sinne eines blossen photographier-apparats für das sich immer und alltäglich begebende. Die poesie sucht in der wirklichkeit die sie beherrschenden ideen, sie weist die bedeutsamkeit alles geschehens auf, in konkreten symbolen erschliesst sie die tiefen des daseins. Als H. Heine eines abends in Berlin bei Hegel war, sagte ihm dieser: Die sterne sind es nicht, sondern was der mensch hineinlegt, das eben ist es *). — Das letzte ziel der kunst ist hiebei immer ethisch, aber sie nimmt als ihr unveräusserliches recht in anspruch, alle vorgänge und geschehnisse, die ganze breite des lebens, das sittliche und das unsittliche mit gleicher unparteilichkeit zu schildern; niemals aber darf die dichtung sich herablassen, einer falschen schönseligen, schönfärbenden, ruchlosoptimistischen aesthetik zu liebe ein unvollständiges und verfälschtes weltbild zu liefern. Das s. g. schöne ist nicht inhalt der kunst, sondern ihre form. Ebensowenig das gute. «Das übel macht eine geschichte und das gute keine» sagte Goethe zu Riemer. Aber das höchste ziel der

*) «In diesem augenblicke fühlte ich dass in diesem mann der puls des jahrhunderts zitterte». Heine in einem briefe von 1846 an F. Lasalle.

kunst muss mit der idee des guten übereinstimmen. Das wort Arthur Schopenhauers: «dass die welt bloss eine physische, keine moralische bedeutung habe, ist der grösste, der verderblichste, der fundamentale irrtum, die eigentliche perversität der gesinnung» — dies wort, in dem er sich mit dem verfasser der «Theologia deutsch», dem namenlosen sachsenhäuser priester des 14. jahrhunderts begegnet — dies wort ist und bleibt der leitstern der poesie.

In Deutschland aber scheint der unterscheidungssinn abhanden gekommen zu sein zwischen der ethischen tendenz des ganzen und dem auf dem wege zu diesem ziel neben lieblichem wiesengrün auch notwendig zu passirenden schmutz der welt. Sie sehen nur auf den schmutz und finden ihn schmutzig. Sie sehen nur die schuld und ignoriren die busse. Darum wird ein tiefsittlicher schriftsteller wie Honoré de Balzac in Deutschland verunglimpft; er, der selbst eine sittenstudie wie «*La Fille aux yeux d'or*» schreiben konnte, weil er sich bewusst war die wahrheit zu sagen, wenn er im vorwort zu jenem werk schrieb: «*Dans la jeunesse on lit cet ouvrage* (*la Nouvelle Héloise*) *avec le dessein d'y trouver la chaude peinture du plus physique de nos sentiments, tandisque les écrivains sérieux et philosophes n'en emploient jamais les images que comme la conséquence ou la nécessité d'une vaste pensée.*» (Meudon, 6. avril 1835).

In Deutschland aber wagt eines der namhaftesten literarischen blätter sogar Goethe,

40 jahr nach seinem tode, ins grab die infame anschuldigung nachzurufen, dass er auf der höhe seines schaffens ein gedicht geschrieben habe, welches als «obscön» von seinen werken auszuschliessen sei. Es ist das gedicht «Das Tagebuch» von dessen existenz wir zuerst durch Eckermann erfahren haben, der in seinem Goethe-Journal «Mittwoch den 25. februar 1824» schreibt: «Goethe zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige gedichte, beyde in hohem grade sittlich in ihrer tendenz, in einzelnen motiven jedoch so ohne allen rückhalt natürlich und wahr, dass die welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche mitteilung nicht dachte. Könnten geist und höhere bildung, sagte er, ein gemeingut werden, so hätte der dichter ein gutes spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das beste zu sagen. — Gegenwärtig aber, fügte Goethe hinzu, könnten die Engländer nicht einmal die sprache Shakespeares mehr ertragen und sey ein Family-Shakespeare bedürfnis geworden.»

Das eine nun der von Goethe an Eckermann gezeigten gedichte ist in antikem versmaas gedichtet, wobei Goethe die anmerkung machte, dass seine römischen elegieen in der form von Byrons Don Juan sich «ganz verrucht» ausnehmen müssten; so viel komme auf die form eines gedichtes an. Das andre Goethe'sche gedicht aber behandelt «ein abenteuer von heute, in der sprache von heute und führt den

titel: Das Tagebuch.» Ueber dies nämliche gedicht haben wir dann im jahre 1841 in Riemer's Mitteilungen über Goethe weitere aufschlüsse erhalten. Nachdem Riemer berichtet dass Nr. II und III im ursprünglichen manuscript der «Römischen Elegieen» später «als verfänglichen inhalts» ausgelassen worden seien, fährt er fort: «Eine s. g. erotische elegie, wahrscheinlich angeregt durch die *novelle galanti* des Abbate Casti, die er bereits in Rom von ihm selber hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer tendenz, dictirte er mir in Carlsbad 1810. Es ist «Das Tagebuch» betitelt». Dies somit durch Eckermann und Riemer als vorhanden bezeugte und von Goethe offenbar für bedeutend gehaltene gedicht, ist nach S. Hirzels Verzeichnis einer Goethe-bibliothek zuerst im jahre 1861 (20 seiten 8⁰) gedruckt worden, 1869 erschien zu Berlin eine vierte auflage (Buchhandlung von Th. Lemke, o. j., 11 seiten 16⁰) und endlich ist es in die von Heinrich Kurz besorgte ausgabe von Goethes werken aufgenommen und dadurch allgemein zugänglich geworden. Man kann in der tat Goethes eigenem, sowie seiner beiden anhänger urteil über dies meisterhafte gedicht nur rückhaltlos beistimmen. Im ersten teil des werkes hat Goethe freilich seines Hanswursts hochzeit, die bekannten walpurgisnachtverse, die paralipomena zu Faust, die briefe aus der Schweiz, der müllerin verrat

und sämmtliche römische elegien in der *wahrheit der motive* dermaassen in den schatten gestellt, dass weder Aretino noch sein zügelloser illustrateur, Rafaels schüler Giulio Romano, jemals weiter, ja kaum je so weit gegangen sind als Goethe in zwei schlusszeilen einer ottave, deren erste Kurz nur mit punkten wiedergiebt, welche aber sehr durchsichtig ist und in der berliner ausgabe lautet:

Vor deinem jammerbild sogar, o Christe.

Allein der zweite teil des «Tagebuches» benutzt grade jene motive des ersten zu einem entschieden ethischen schlusse, der um so bedeutender wirkt, je unwahrscheinlicher die im ersten teil geschilderte situation den sittlichen ausgang gemacht hatte. Das ethos der deutschen kunst feiert hier einen glänzenden triumph über das italienische vorbild des gedichts, eben die Ottaverimenovellen des Giambattista Casti. Ton und versifikation des Goethe'schen gedichts, ebenso wie von Byrons Don Juan, ist durchaus von dem italiener entlehnt, aber geist und tiefe haben dieser form nur Goethe und Byron eingehaucht, zum ethos hat sich nur Goethe erhoben; während wir von Lord Byron anzunehmen haben, dass er sein letztes grosses werk sicherlich ebenfalls durch einen ethischen schluss gekrönt haben würde, wenn er nicht mitten in der dichtung vom tode ereilt worden wäre. Der italiener Casti hat eigentlich nichts weiter getan als den Boccaccio in verse ge-

bracht; wo aber Boccaccio ehrlich, naiv und natürlich ist, da wird Casti frivol, raffinirt, witzelnd und gemein; so dass wir hier in der italienischen literatur den selben fall haben wie in der französischen mit Grécourt und auch schon mit La Fontaine in ihrem verhältnis zu jenen alten schönen Fabliaux und Nouvelles in prosa.

Wenn wir den berühmten römischen elegieen und mehreren der venetianischen epigramme nicht die selbe sittliche tendenz zuschreiben können wie dem «Tagebuche», und auch Goethes berufung auf die antike form nicht als entschuldigung gelten lassen wollen, so genügt doch ein auf Goethes dichtung in ihrer gesammtheit geworfener blick, um ein tief-ethisches, worin die schöpfungen des grossen mannes doch schliesslich verliefen, als das versöhnende gesammtresultat seines wirkens anzuerkennen. Mit jenen versen, die er am abend seines lebens zu Dornburg im september 1828 aufzeichnete und «Weimar den 14. august 1830» erneuerte:

> Und wenn mich am tag die ferne
> Blauer berge sehnlich zieht,
> Nachts das übermaass der sterne
> Prächtig mir zu häupten glüht:
>
> Alle tag und alle nächte
> Rühm ich so des menschen loos;
> Denkt er ewig sich ins rechte
> Ist er ewig schön und gross —

mit diesem gedicht zog er eine summe seiner lebensanschauung. Er hatte sich eben immer

wieder ins rechte gedacht, nach noch so wilden stürmen, römischen und deutschen. — Und er, der die tiefe des christentums (eben weil er ein so viel grösserer dichter war) stets besser begriffen hat als Schiller, aber doch auch in seinen werken sich keineswegs immer als christlichen dichter gezeigt hatte, am schlusse kehrte er in den schooss der kirche zurück und sein «im Sommer 1831» vollendeter zweiter teil des Faust endet mit der schönsten verherrlichung der wolverstandenen christlichen symbole. Faust wird gerettet:

Gerettet ist das edle glied
Der geisterwelt vom bösen:
W e r i m m e r s t r e b e n d s i c h b e m ü h t
D e n k ö n n e n w i r e r l ö s e n;
Und hat an ihm die liebe gar
Von oben teil genommen,
Begegnet ihm die selige schaar
Mit herzlichem willkommen.

Es ist aber wol zu bemerken, dass diese rettung nicht durch busse und entsagung bewirkt wird, sondern durch strebendes bemühn und zwar in und für den s t a a t. Nicht die orientalische a s k e s e hat uns unser grösster dichter als vermächtnis hinterlassen, sondern die occidentalische t a t.

Ja, diesem sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der weisheit letzter schluss:
Nur der erwirbt sich freiheit und das leben
Der täglich sie erobern muss.

Und so durfte er getrost von sich sagen:

> Es kann die spur von meinen erdetagen
> Nicht in aeonen untergehn.

Und wie die details des «Tagebuchs» durch den schluss des gedichts ihre erklärende versöhnung und ethische umkehrung finden, wodurch ihnen alles unmoralische benommen wird, das sie selbständig für sich gedacht zweifellos haben würden: so erscheinen die in «verruchtem» glanze glühenden lichter der römischen elegien und ihrer verwandten durch die ethische centralsonne des Goethe'schen genius zwar nicht ausgelöscht, aber an der ihnen zugewiesenen bescheidenen stelle brennend, und in jene höhere verklärung mit aufgenommen, welche vom schlusse des Faust ausstrahlt.

Noch weit mehr wie Goethen ist nun aber H. Heine der vorwurf der unsittlichkeit gemacht worden, und namentlich seinem grössten werk, dem «Romanzero». Wie jenen oben signalisirten symbolischen gedichten indess der vorwurf der unsittlichkeit im ernst gemacht werden kann, ist mir nur daraus erklärlich, dass man jene schöpfungen einfach nicht kennt oder nicht verstanden hat. Hier, in seinen reifsten und vollendetsten schöpfungen ist Heine ganz sicherlich mit der ethik der poesie in übereinstimmung und zeigt sich als ein abkömmling des volkes, das er selbst als das volk der sittlichkeit mitten im wüsten Venusdienst der nachbarnationen definirt.

Anders verhält es sich allerdings mit denjenigen Heine'schen gedichten, welche in die bisher allein in betracht gezogene episch-lyrische, symbolische kategorie nicht gehören, seinen rein lyrischen, gleichsam persönlichen gedichten.

Was freilich das schon 1827 im wesentlichen abgeschlossene «Buch der Lieder» anlangt, worin der 27jährige die ergüsse einer sehr inhaltsarmen liebe zu seiner später an einen herrn Friedländer verheirateten cousine Amalie (tochter seines reichen onkels Salomon Heine in Hamburg), niedergelegt hat, so kann diese, vom verfasser selbst als «tugendhafte ausgabe seiner gedichte» bezeichneten jugendwerke der vorwurf der immoralität sicherlich nicht treffen. In diesen liedern ist beständig von unsäglichem elend, von todtschiessen und aus dem munde quellenden blutströmen (das heisst im traume) die rede; es ist eine in verse aufgelöste sentimentale Wertheriade, die nur dadurch pikant wird, dass Heine Lessings recept befolgte, nämlich jene bekannte aufforderung an den dichter des Werther: Also noch ein schlusskapitelchen, lieber Goethe, und je cynischer je besser. Diese schlusskapitel hat der witzige, sich selbst ironisirende Heine nun sehr vielen seiner hochplatonischen liebeslieder angehängt und eine kurzsichtige kritik hat hierin das charakteristische der Heine'schen poesie überhaupt gefunden. Die pointe, welche wie ein eimer kaltes wasser über die schönen phrasen des

gedichtanfangs ausgegossen wird, findet sich eben nur im buch der lieder, wo Heine selber jener könig Wismawitra ist, der so viel leidet und büsset und alles für eine kuh. Der eigentlich p o e t i s c h e gehalt dieses liederbuches ist dagegen meines erachtens sehr gering und nur durch die grossen deutschen liederkomponisten dürfte davon auf die nachwelt kommen.

Ganz in übereinstimmung mit diesem meinen urteil fällt der von Heine hochbewunderte Grabbe — beide hatten in Berlin zusammen studirt — in einem ungedruckten, in meinem besitz befindlichen briefe an den buchhändler Schreiner, der ihm vier bücher und journale geliehen, folgende sentenz über den dichter des buchs der lieder:

Heine ist ein magrer, kleiner, häßlicher Jude, der n i e Weiber genossen hat, sich deßhalb alles einbildet. Sein Schmerz, so unnatürlich er ist, mag wirklich seyn. Poesien sind seine Gedichte aber nicht. — — — — — — — — —.

Ich kann das Zeugs nicht weiter lesen. Betrug, Lug und Dummheit. Man muß nachdenken wie man trotzt und dazwischen wirkt. Der Phönix hat mich wo erwähnt. Taugt doch nichts.

D ü s s e l d o r f, Juli. — Ew. Wohlgeboren
Hiebei 1 Mappe mit — ganz gehorsamster
4 Eseln, blauen. — G r a b b e.

Aber Heine machte jene «verlorene süsse, blöde jugendeselei» später durch gedichte wett, welche «poesien waren», als er auf dem krankenbett in Paris seiner jugend gedachte:

Im traume war ich wieder jung und munter —
Es war das landhaus, hoch am bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den pfad hinunter,
Mit mir mein muntres mühmchen hand in hand.

Ich glaub, am ende brach ich eine blume,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei,
Heirathe mich, du allerliebste muhme,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei. . . .

und wiederum

Am strand des Rheins wo rebenhügel ragen
Ergingen wir uns einst in sommertagen.

Freilich auch diese nachklänge des liederbuchs reichen nicht an jenes unvergleichliche gedicht The Dream, in welchem Lord Byron seine jugendliebe verherrlichte. Dies Eine poem wiegt zehn bücher der lieder auf, wie Heines Bimini sämmtliche orientalische erzählungen Byrons.

Am 1. mai 1831 passirte der inzwischen durch die Reisebilder berühmt gewordene vertreter des jungen Deutschlands den Rhein und schlug seinen wohnsitz in Paris auf, das er nur einmal, im jahre 1844, zu einer kurzen reise nach Deutschland wieder verlassen hat. Seine nächste poetische schöpfung sind die «Neuen Gedichte» und hier hat er plötzlich allen platonismus seines jugendliederbuches vergessen und ist der dichter der sinnlichen liebe geworden. Diese «Neuen Gedichte», welche seine «wunderschönen weiberverhältnisse» in Paris in persönlichster sprache und fast so ungenirt wie Goethes römische elegien schildern — diese gedichte sind es nun, die ihm den ruf

des unsittlichsten dichters verschafft haben. Obwohl nun in den gesammten Neuen Gedichten nicht eines vorkommt, das nur entfernt die natürlichkeit des Goethe'schen Tagebuches erreichte: so fehlt doch diesen Heine'schen gedichten in der tat jeder schimmer jenes ethos, der das Tagebuch verklärt. Es ist wahr, mitten in diesem bacchanal der lust hört der dichter einmal die geigen verstummen, die zum tanz der leidenschaft aufgespielt, er sieht die lampen erlöschen und:

Ausgetrunken ist der kelch
Der mit sinnenrausch gefüllt war,
Glühend, lodernd bis am rande —
Ausgetrunken ist der kelch.

Morgen kommt der aschermittwoch
Und ich zeichne deine stirne
Mit dem aschenkreuz und spreche:
Weib, bedenke, dass du staub bist!

Aber wenn der katzenjammer ausgeschlafen, geht die sache doch wieder von neuem an und unmittelbar auf das ebencitirte folgt die fast berüchtigt zu nennende «Diana»:

Eh ich mich ihr anvertrau
Gott empfehl ich meine seele.

Es ist äusserst charakteristisch für diese phase der Heine'schen poesie, dass er in derselben (1836) den «Tanhäuser, eine Legende» neu bearbeitete und diese tiefsinnige christliche illustration der idee von schuld und busse mit

einem politisch witzigen kladderradatschschlusse enden lässt. Tieftraurig kehrte der Tanhäuser des volkslieds, als er keine vergebung gefunden, zum Venusberge zurück: der pabst hatte ihn verflucht, ewig in der hölle zu brennen. Kein wort sprach er zu frau Venus, die ihn empfing. Und am dritten tage grünt der stab und aus seinen rosen blüht die hoffnung der erlösung hervor.

Heine's Tanhäuser beschreibt der göttin dagegen seine rückkehr von Rom wie Heine selber seine reise nach Deutschland im Wintermärchen beschrieb. Er erzählt: von der höhe der alpen

> Da hört ich Deutschland schnarchen,
> Es schlief da unten in sanfter hut
> Von sechsunddreissig monarchen.

Da aber eine parodie des wirklich göttlichen und heiligsten künstlerisch unmöglich ist, so beweist Heine durch diese verhöhnung vielleicht des herrlichsten christlichen volksliedes, dass ihm allerdings nicht nur der christliche, sondern überhaupt der ethische sinn abgeht, ohne den keine kunst ist. Jene einzelnen, das bacchanal der sinne schildernden gedichte wären nur dann erträglich wenn sie als durchgangspunkt der verschuldung in die höhere poetische einheit der busse aufgenommen und dadurch nur zum moment herabgesetzt worden wären. Aber der verfasser der Neuen Gedichte denkt gar nicht daran, sein leben und die davon kunde gebenden lieder

als eine verschuldung aufzufassen, obwohl sein leben selbst ihn dazu aufzufordern schien.

Im jahre 1848 erreichte Heine's rückenmarksleiden einen solchen grad, dass er die krankenstube nicht mehr zu verlassen vermochte. Seinen letzten ausgang, auf dem er sich vor der Venus von Milo niederwarf, schildert das meisterhaft geschriebene Nachwort zum Romanzero (1851).

Die persönlichen gedichte des «Romanzero» und die von 1852 bis 1856 entstandenen «Letzten Gedichte» sind die sterbeseufzer des poeten. In einem dieser wunderschönen, tiefsinnigen, rührenden gedichte zweifelt er, ob er wirklich noch am leben:

> Vielleicht bin ich gestorben längst,
> Es sind vielleicht nur spukgestalten
> Die phantasien, die des nachts
> Im hirn den bunten umzug halten.
>
> Es mögen wohl gespenster sein
> Altheidnisch göttlichen gelichters,
> Sie wählen gern zum tummelplatz
> Den schädel eines todten dichters.
>
> Die schaurigsüssen orgia,
> Dies nächtlich tolle geistertreiben
> Sucht des poeten leichenhand
> Manchmal am morgen aufzuschreiben.

Allein vergebens würde man in diesen geistreichen klagen nach irgend einem ethischen moment suchen. Wie die aphrodisien der Neuen Gedichte in ihrer vereinzelung geblieben sind, so sind diese Lazarus-gedichte von keinem

bande der künstlerischen einheit umflochten und in die ethische sphäre der kunst erhoben. Wir erfahren aus diesen gedichten nicht den grund seiner leiden, wie wir aus den Neuen Gedichten nicht die folgen seines liebeswahnsinns erfuhren. Das fragmentarische der persönlichen lyrik kann aber nur dann zu einer höheren bedeutung erhoben werden, wenn es eine ethische idee ausspricht, oder die ethische fortentwicklung des dichters, wie bei Goethe, ihr spätes licht auf jene früheren schöpfungen zurückwirft und sie dadurch aus ihrer unsittlichen vereinzelung gleichsam erlöst.

Was Heine in seiner episch-lyrischen dichtung so tief begriffen hatte, das fehlt den übrigen lyrischen gedichten seiner reifsten jahre. Er hat die lust besungen und sie scheint allein recht zu haben, er hat darnach das leiden besungen, als wenn nur er, der kranke, allein auf der welt existirte.

Selten nur erhebt sich dieser persönlichste pessimismus zu einem allgemein-gültigen und echt poetischen aperçu: so in der Erinnerung an Hammonia, wo er die gut gepflegten waisenkinder Hamburgs mit dem grossen waisenhaus, der welt, vergleicht:

> Die montur ist nicht egal,
> Manchem fehlt das mittagsmahl,
> Keiner geht dort mit dem andern,
> Einsam, kummervoll dort wandern
> Viel millionen waisenkinder.

oder in dem gedichte:

> Lasst die heilgen parabolen!

Das einzige positive und beinahe bis zur versöhnung durchgedrungene element dieser Letzten Gedichte ist in den versen zu finden, die er seiner frau gewidmet hat. Diese in form und inhalt echt modernen, den feinsten realismus heiter widerstrahlenden, köstlich geschliffenen venetianischen lebensspiegel sind zugleich die erste verherrlichung der ehe in der deutschen poesie.

Mathilde Mirat war lange zeit die geliebte des dichters gewesen, ehe er sie vor dem pistolenduelle (wegen der von ihm beleidigten freundin Börnes) heiratete. Sie war, wie persönliche bekannte des dichters berichten, eine pariser grisette (wenn auch vielleicht im bessten sinne des wortes). Vor allem aber war sie, wie ihr mann 1843 an seinen bruder schrieb, «ein gutes, natürliches, heiteres kind, launisch wie nur irgend eine französin sein kann und sie erlaubt mir nicht in melancholische träume, wozu ich so viel anlage habe, zu versinken. Seit 8 jahren liebe ich sie mit einer zärtlichkeit und leidenschaft, die ans fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel glück genossen, qual und seligkeit in entsetzlichster mischung, mehr als meine sensible natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne bitterniss des bodensatzes schlucken müssen? Wie gesagt, mir graut vor der zukunft.»

Sie war mir weib und kind zugleich
Und geh ich in das schattenreich,

Wird witwe sie und waise sein!
Ich lass in dieser welt allein
Das weib, das kind, das trauend meinem mute
Sorglos und treu an meinem herzen ruhte.

Und wie zu diesen rührendsten gefühlslauten, so gab ihm diese ehe auch zu den ergötzlichsten ausbrüchen eines optimistischen humors anlass:

Mich locken nicht die himmelsauen
Im paradies, im selgen land;
Ich finde dort nicht schönre frauen
Als ich bereits auf erden fand.

O herr! ich glaub es wär das besste
Du liessest mich auf dieser welt.

Geniren wird das weltgetreibe
Mich nie, denn selten geh ich aus;
Im schlafrock und pantoffeln bleibe
Ich gern bei meiner frau zu haus.

Lass mich bei ihr! Hör ich sie schwätzen
Trinkt meine seele die musik
Der holden stimme mit ergötzen,
So treu und ehrlich ist der blick . . .

Seltsam aber und tiefbezeichnend ist es, dass auch diese längste und treueste liebe gegen das ende seines lebens des dichters herz nicht allein auszufüllen vermochte. In den träumen seiner krankenstube gedenkt er nicht nur, wie wir schon erinnert, seiner jugendliebe, sondern es findet sich auch ein ausruf wie der folgende:

Besonders eine feuergelbe
Viole brennt mir im gehirn,
Wie reut es mich, dass ich dieselbe
Nicht einst genoss, die tolle dirn.

Und in jenem reizenden gedichte des Romanzero seufzt er:

Noch einmal möcht ich vor dem sterben
Um frauenhuld beseligt werben.

Und eine blonde müsst es sein
Mit augen sanft wie mondenschein,
Denn schlecht bekommen mir am ende
Die wildbrünetten sonnenbrände.

Unjung und nicht mehr ganz gesund
Wie ich es bin zu dieser stund
Möcht ich noch einmal lieben, schwärmen
Und glücklich sein — doch ohne lärmen.

Diesen wunsch gewährte ihm das schicksal. Madame Krinitz hiess die mysteriöse frau, welche der sterbende Heine liebte und der gegenüber Mathilde nur das «gute dicke kind» war, seine treue pflegerin. Er nannte diese letzte geliebte «seine Mouche» und einige auf das verhältniss licht werfende briefe sind aufbehalten worden von denen ich folgenden einschalte:

1. jänner 1856.

Liebes kind!

Ich gratulire dir zum neuen jahre und schicke dir anbei eine schachtel chocolade — die wenigstens de bon goût ist. Ich weiss sehr gut, dass es dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äusseren umgebung wegen, die in der nichtbeachtung der üblichen

aufmerksamkeit einen mangel an wechselseitigem estime sehen würde. Ich liebe dich so sehr, dass ich für meine person gar nicht nöthig hätte, dich zu estimiren. Du bist meine liebe Mouche, und ich fühle minder meine schmerzen, wenn ich an deine zierlichkeit, an die anmut deines geistes denke. Leider kann ich nichts für dich tun, als dir solche worte, «gemünzte luft» sagen. Meine besten wünsche zum neuen jahre, ich spreche sie nicht aus — worte!

Ich bin vielleicht morgen im stande, meine Mouche zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu ihrem

Nebukadnezar II.,
ehemaliger preussischer atheist, jetzt lotosblumenanbeter.

Das berühmte gedicht

Es träumte mir von einer sommernacht*)

ist «An die Mouche» überschrieben. Das ergreifendste ist aber wol «Die Wahlverlobten»:

Im grossen buche stand geschrieben
Wir sollten uns einander lieben.
Ich weiss es jetzt. Bei Gott, du bist es,
Die ich geliebt. Wie bitter ist es,
Wenn im momente des erkennens
Die stunde schlägt des ewgen trennens!
Der willkomm ist zu gleicher zeit
Ein lebewohl! Wir scheiden heut
Auf immerdar.

---

*) Der schluss dieses gedichtes ist nur durch zusammenhalten eines briefes von H. Heine an Alexander Dumas père vom 8. februar 1855 richtig zu verstehen. Das widerwärtigst-prosaische der wirklichkeit stellte sich ihm im wiehern des esels dar und darum weckt ihn dies geschrei aus seinem sublimsten traume. Das ist keine cynische schlusspointe!

Mit solchen tiefsten, unversöhnten schmerzensklängen zerreisst die saite des liebesdichters.

Heinrich Heine starb am 18. februar 1856.

Wenn wir bei aller anerkennung der zahlreichen und ausserordentlichen detailschönheiten, die in den «Neuen Gedichten», im lyrischen teil des «Romanzero» und den «Letzten Gedichten» enthalten sind, doch ihnen die höchste weihe der kunst, die künstlerische einheit durch zusammenfassung des vereinzelten unter eine ethische idee, absprechen, wenn wir sagen müssen, dass der dichter hier vergessen, «dass die welt eine moralische bedeutung hat»: so erscheint die berechtigung hiezu um so grösser, wenn wir Heine als politische persönlichkeit betrachten und auch hier und leider in noch unendlich höherem grade finden, dass ihm jeder ethische sinn abging. Heine hat öfter ausgesprochen, dass er seine politische tätigkeit, die arbeit für die menschheitsbefreiung als seine eigentliche mission ansehe. Deshalb ging er nach der Juliusrevolution nach Paris, um von diesem lande der eben blutig erworbenen freiheit aus zum bessten seiner landsleute als publicist zu wirken. Seine in dem damaligen weltblatte, der Allgemeinen Zeitung, zuerst veröffentlichten politischen berichte gab er nachher in verschiedenen bänden gesammelt heraus, zuerst 1832 die «Französischen Zustände». In diesem buche heisst es in der vorrede: «Als alle könige von Europa sich gegen den Napoleon zusammenrotteten und der mann

des volkes in dieser fürsten-emeute unterlag und der preussische esel dem sterbenden löwen die letzten fusstritte gab: da bereute er zu spät die unterlassungssünde (Preussen nicht zertreten zu haben).» — und im texte unterm 1. märz 1831: «Sollte sich jedoch das entsetzliche begeben und Frankreich ginge verloren durch leichtsinn und verrat und die potsdämische junkersprache schnarrte wieder durch die strassen von Paris, und **schmutzige teutonenstiefel befleckten** wieder **den heiligen boden der boulevards . . .»**

Nachdem ein buch, in welchem solche stellen über Deutschland und über des verfassers specielles vaterland Preussen enthalten waren, auch zu Paris in französischer sprache erschienen war (De la France. Par Henri Heine), erhielt Heine eine geheime pension aus französischem staatsfonds in höhe von jährlich 4800 francs. Bis zum 6. mai 1843 fuhr er darauf fort politische artikel in der Augsburger Zeitung zu schreiben, von diesem zeitpunkte an legte er die politische feder nieder, deren führung er sonst als die hauptaufgabe seines lebens betrachtet hatte.

Erst im jahre 1848 erschien ein dies verstummen erklärender anonymer artikel in derselben Allgemeinen Zeitung, welcher darauf aufmerksam machte, dass ein pariser journal, die «Revue Rétrospective» Heine als empfänger einer pension aus französischem staatsfonds genannt habe. Die redaktion der Augsburger

Zeitung begleitete diesen artikel mit einer note: «Heine könne die pension in keinem falle für das was er geschrieben, sondern nur für das was er nicht geschrieben empfangen haben.»

In der beilage der Allgemeinen Zeitung vom 23. mai 1848 erliess Heine darauf eine öffentliche erklärung, worin er die tatsache, seit «bald nach 1835» eine pension bezogen zu haben, zugestand, gegen die redaktionelle note aber behauptete: «Die redaktion hatte seit zwanzig jahren nicht sowohl durch das was sie von mir druckte, als vielmehr durch das was sie nicht druckte, hinlänglich gelegenheit zu merken, dass ich nicht der servile schriftsteller bin, der sich sein stillschweigen bezahlen lässt». Diese behauptung begründete Heine in einer der «Lutetia» einverleibten «Retrospectiven Aufklärung. August 1854» durch einen witz, nämlich damit, dass der censor der Augsburger Zeitung schon vor antritt des ministeriums Guizot (29. november 1840) von Louis Philipp zum officier der ehrenlegion ernannt und deshalb jedes von Heine geschriebene missliebige wort gegen den bürgerkönig gestrichen hätte! Dies unterdrücken Heine'scher freimütiger äusserungen über die julimonarchie könnte sich aber höchstens nur auf seine artikel vor 1843 beziehen, denn Heine räumt in dieser «Retrospectiven Aufklärung» selbst ein, dass er von 1844 an (genauer: 6. mai 1843) seine politische correspondenz ganz eingestellt habe. Und warum? Er musste sich, wie er selbst sagt, anno 184

gestehen, dass, wenn herr Guizot von seiner correspondenz erführe und die darin enthaltene kritik ihm einigermassen missfiele, der leidenschaftliche mann wohl fähig gewesen wäre, dem unbequemen kritiker in einer sehr summarischen weise das handwerk zu legen. Guizot würde nämlich, mit andern worten, Heine die pension entzogen, vielleicht auch ausgewiesen haben. Heine schwieg und behielt seine 5000 francs. Das nannte eben die wohlunterrichtete redaktion der Augsburger Zeitung vollkommen zutreffend: er hat die pension empfangen für das was er nicht schrieb. —

Und deshalb sagte ich in der ersten auflage dieser studien und wiederhole es hier: Heine, der sich das schweigen in seiner heiligsten angelegenheit, als politischer redner, bezahlen liess*) und der sein vaterland vor den franzosen in deren eigener sprache beschimpfte — besass keinen funken deutsches ehrgefühl, und verdiente vollkommen die öffentliche züchtigung, die ihm ein ächter patriot wie Wolfgang Menzel zu teil werden liess.

---

*) Dass Heinen durch die sogenannte proscription des bundestages sein erwerb abgeschnitten und er deshalb auf die französische pension angewiesen gewesen, um nicht zu verhungern, ist eine aberwitzige behauptung. Erstens publicirte Heine auch nach 1835 fortwährend in Deutschland seine bücher, in denen er sich nur einer etwas vorsichtigeren sprache bediente, zweitens wurde er nach wie vor von seiten seines onkels Salomon durch eine ansehnliche pension unterstützt.

Verschiedene journale und zeitungen haben diesen tatsachen gegenüber Heine dadurch als guten Deutschen zu reklamiren versucht, dass sie mit viel emphase vorbrachten: er habe sich ja nicht naturalisiren lassen. Allein Heine selbst teilt uns (1854) mit: «Aus missmütiger fürsorge erfüllte ich die formalitäten (der naturalisation), die zu nichts verpflichten und uns doch in den stand setzen, **nötigenfalls** die rechte der naturalisation ohne zögerniss zu erlangen. Aber ich hegte immer eine unheimliche scheu vor dem definitiven akt». Diese scheu hielt Heine jedoch nicht ab in dem nämlichen jahre 1854 in den ebenfalls in französischer sprache publicirten «Geständnissen» folgende erklärung über seine staatsangehörigkeit zu geben:

«Chateaubriand . . . . brachte eine flasche wasser aus dem Jordan mit . . . . und seine im laufe der revolution wieder heidnisch gewordenen landsleute taufte er . . . . . und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen . . . . bekamen im reich des himmels ersatz für die eroberungen, die sie auf erden einbüssten, worunter z. b. die Rheinlande, und bei dieser gelegenheit wurde ich ein Preusse. —

«Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen (!!) gelegenheit ich ein Preusse wurde. Ich war geboren im letzten jahre des vorigen jahrhunderts zu Düsseldorf, der hauptstadt des herzogthums Berg, welches damals den kurfürsten von der Pfalz gehörte. Als die

Pfalz dem hause Bayern anheimfiel und der bayrische fürst Maximilan Josef vom **Kaiser** (!) zum könig von Bayern erhoben . . . . wurde, hat der könig von Bayern das herzogtum Berg zu gunsten Joachim Murat's, schwagers des kaisers, abgetreten; diesem letztern ward nun . . . . als grossherzog von Berg gehuldigt. Aber . . . derselbe entsagte der souveränetät . . . zu gunsten des prinzen François, welcher ein neffe des kaisers und ältester sohn des königs Ludwig von Holland und der schönen königin Hortense war. Da derselbe nie abdicirte und sein fürstentum, das von den Preussen okkupirt ward,(!) nach seinem ableben dem sohne des königs von Holland, dem prinzen Louis Napoleon Bonaparte **de jure** (!!!) zufiel: so ist letzterer, welcher jetzt auch kaiser der Franzosen ist, **mein legitimer souverän.**»

Hiermit halte man zusammen, dass Heine sich St. René Taillandier gegenüber in einem briefe im jahre des staatsstreichs seiner «Beiden Grenadiere» als eines gedichtes auf Napoleon rühmte und zugleich berichtete: sein geburtsdatum sei früher falsch angegeben, «in folge eines absichtlichen irrtums, den man zu meinen gunsten während der preussischen invasion beging, um mich dem dienste Sr. Majestät des königs von Preussen zu entziehen»! —

Jeder kommentar würde das gewicht solcher «Confession» nur abschwächen. Solche worte, die ein Deutscher in einem französischen journal und an Franzosen über sein vaterland zu

schreiben vermochte, machen uns eine bisher noch nicht bekannt gewordene äusserung des alten Arago verständlich, die der berühmte freund Alexander von Humboldt's zu Julius Froebel tat: «der einzige in Paris lebende Deutsche, den wir respektirten, war herr **Börne**.»

Was helfen diesen tatsachen gegenüber all die schönen sehnsuchtsklagen nach Deutschland:

O Deutschland meine ferne liebe!

oder:

Denk ich an Deutschland in der nacht.

Was hilft die schöne Rotbart-episode in jenem «Wintermärchen», das übrigens durch die gleichzeitigen, pöbelhaftesten schmähungen nicht nur Preussens und seiner könige, sondern auch Deutschlands ein poetisches denkmal vaterlandsloser schamlosigkeit darstellt, wie es wol unter allen nationen ohne beispiel ist.

In dem bekannten gedicht: «Die schlesischen Weber» lässt er diese, sich mit ihnen identificirend, Gott und den könig und endlich das vaterland selbst verfluchen:

Deutschland, wir weben dein leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen fluch.
Wir weben, wir weben!

Hiermit war Heine bei der negirung alles staates und damit aller sittlichkeit, die nur im staate möglich, hiemit war er bei der kommune angelangt.

Ueber den bevorstehenden sieg derselben lässt er sich denn auch in den «Französischen Zuständen» also vernehmen:

«Der kommunismus ist der düstre held, dem eine grosse rolle in der modernen tragödie beschieden ist und der nur des stichworts harrt, um auf die bühne zu treten . . . .

«Für den kommunismus ist es ein unberechenbar günstiger umstand, dass der feind, den er bekämpft, bei all seiner macht dennoch in sich selber keinen moralischen halt besitzt. Die heutige gesellschaft verteidigt sich nur aus platter notwendigkeit, ohne glauben an ihr recht, ja ohne selbstachtung».

Wenn Heines politischer schriftstellerei, wie seinen politischen gedichten somit jedes ächte nationale und ethische gefühl abgesprochen werden muss, so werden wir uns zwar nicht gegen den glänzenden witz verschliessen, der auch diese erzeugnisse auszeichnet. Allein auch der witz soll nur im dienste einer ethisch bedeutsamen idee stehen. Wir verlangen allerdings ein talent und einen charakter.

Heine ist ein renegat seiner religion; ein renegat Deutschlands, wo er geboren, und das er im selbstgewählten exil wie Petrus verleugnet hat; er wurde auch zum renegaten der poesie, indem er das ewige ethos der kunst verriet; aber in seinen höchsten hervorbringungen schuf er doch, über ihn selbst hinausweisende, meisterwerke, so dass jene verse

auch für ihn wahr sind, mit denen er von der Mouche und vom leben abschied nahm:

. . . . Kein wiedersehn
Giebt es für uns in himmelshöhn.
Die schönheit ist dem staub verfallen,
Du wirst verstieben, wirst verhallen.
Viel anders ist es mit poeten,
Die kann der tod nicht gänzlich tödten;
Uns trifft nicht weltliche vernichtung,
Wir leben fort im land der dichtung,
In Avalun, dem feenreiche —
Leb wohl auf ewig, schöne leiche!

